

Ein Platz zwischen zwei Stühlen **Kindheit und Jugend eines Spätheimkehrerkindes aus Litauen***

Arthur Hermann

Ein Mensch, der in der Familie einer Minderheit aufgewachsen ist, vermag nur selten, seine Andersartigkeit völlig abzulegen, wohin er auch geht. Er mag von seiner Umgebung anerkannt sein, aber ein Hauch seines Fremdseins bleibt immer erhalten. In der Heimat ist er wegen seines Namens ein „Fremder“, obwohl er die Landessprache fließend beherrscht, und wandert er in das Land seiner Vorfahren aus, ist er dort wegen seiner Aussprache und einer anders erlebten Vergangenheit ein Zugewanderter „mit Migrationshintergrund“. Ich war in Litauen „prūšas“, also ein Preuße, obwohl meine Eltern wie auch ich eigentlich echte Landeskinder waren, und in Deutschland ein Litauer, weil mein Deutsch nie zu meiner Muttersprache wurde und ich auch selbst meine Andersartigkeit weder verheimlichen wollte noch konnte.

Die Herkunft

Ich bin in einer Familie geboren, die zu der deutschen Minderheit in Litauen gehörte. Die Litauendeutschen, besonders diejenigen, die auf dem Lande lebten, besaßen keine ausgeprägte deutsche Identität. Sie waren größtenteils als Bauern und Handwerker Anfang bis Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aus Ostpreußen nach Litauen eingewandert, wo es noch reichlich Brachland gab und es an gut ausgebildeten Handwerkern fehlte. Mit der Zeit entstanden in den größeren Ortschaften lebendigere deutsche Gemeinschaften, aber auf dem Lande hat sich oft schon die zweite Generation der litauischen Umgebung weitgehend angepasst. Einige von ihnen übernahmen sogar die litauische Sprache als Haussprache. Wäre da nicht ihre evangelische Religion gewesen, hätten sie sich in kürzester Zeit assimiliert. Aber da die Litauer katholisch und die Deutschstämmigen evangelisch-lutherisch waren, vermischten sich diese Gruppen bis zum Zweiten Weltkrieg noch nicht, denn man heiratete fast ausschließlich nur Partner der gleichen Konfession. Konfessionelle Mischehen waren große Ausnahmen. Meine Vorfahren väterlicherseits lebten in Litauen wohl seit der Zeit, als Westlitauen bis zur Memel kurzfristig zwischen 1795 und 1807 als Neustpreußen zu Preußen gehörte und sich hier einige Tausende deutscher Siedler niederließen. Mein Urgroßvater väterlicherseits, Karl Hermann, ist 1825 in Šunskai bei Marijampolė geboren, wo die Familie noch bis

* Leicht korrigierte Fassung der Druckausgabe

1944 lebte. Bei diesem Urahn Karl ist von Interesse, dass er in der katholischen Kirche getauft wurde und dass seine Mutter offenbar eine Litauerin oder Polin (geborene Ulanowicz) gewesen ist. Vielleicht ist das der Grund für seine Taufe in der katholischen Kirche. Andererseits war eine Taufe von Evangelischen durch einen katholischen Pfarrer zu der Zeit keine Ausnahme, zumindest in den Gegenden, in denen keine evangelischen Gemeinden existierten. Die nächste evangelische Gemeinde in der Stadt Marijampolė entstand erst in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, so dass man auch annehmen kann, dass der Urahn Karl in Ermangelung eines evangelischen Pfarrers vom katholischen Pfarrer getauft wurde.

Die mütterliche Linie mag ein wenig später aus Ostpreußen nach Litauen eingewandert sein. In den zwanziger und dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hat die russische Verwaltung gerne Einwanderer aus Ostpreußen aufgenommen und dabei weder auf ihre Sprache noch Herkunft geachtet. Die Muttersprache dieser Neueinwanderer hat damals niemanden interessiert. Der Name Andrulat bzw. Andriulaitis (in der mütterlichen Linie dieser Familie taucht auch der litauischstämmige Name Czylat bzw. Tschilat = Žilaitis auf) weist darauf hin, dass es Preußisch-Litauer aus Ostpreußen gewesen sind, die sich damals gerne hinter der preußischen Grenze im nahen Litauen niederließen, zumal sie hier weiterhin ihre Muttersprache verwenden konnten. Wegen ihrer Religion und der Herkunft aus Ostpreußen wurden sie jedoch von der litauischen Bevölkerung als Deutsche empfunden und konnten damit auch nur mit Deutschstämmigen eine Ehe eingehen. Diesen Sachverhalt belegen in dieser Familie Namen wie Wachsmann, Bauer, Becker usw. Der Urgroßvater mütterlicherseits, Christoph Andrulat, ist 1835 im Dorf Gudinė bei Marijampolė geboren, wo die Andrulats bis 1941 lebten.

In den Familien Hermann und Andrulat wurde offenbar schon sehr früh Litauisch gesprochen. Meine beiden Elternteile sind bereits in litauisch-sprachigen Familien aufgewachsen und besaßen nur noch rudimentäre Deutschkenntnisse, die vor allem durch die Lutherische Kirche vermittelt wurden, denn in Marijampolė hielt man noch bis 1941 deutsche Gottesdienste.

Offensichtlich war mein Vorfahr Karl Hermann in Šunskai ein vermögender Mann, denn mein Onkel Richard (1921-2008) erzählte, dass ein großer Teil des heutigen Kirchdorfes Šunskai auf dem ursprünglichen Besitz der Hermanns stünde. Der Urgroßvater Karl besaß an der Wegkreuzung im Dorf ein Geschäfts- und Gasthaus und investierte seinen Gewinn in den Kauf von Ländereien, die er auf seine beiden Söhne, Christoph (27.1.1857 - 1945) und Leopold, aufteilte. Trotz der Teilung reichte das Land aus, die sehr kinderreiche

Familie von Christoph zu ernähren und sogar zwei Söhne an höhere Schulen und die Universität zu schicken. Mein Großvater Christoph zeugte in zwei Ehen mindestens 10 Söhne und einige Töchter (und auch Leopold soll fünf Söhne und mehrere Töchter gehabt haben). Um die beiden Großfamilien zu unterscheiden, wurden sie von der Umgebung nach den Vornamen der Väter genannt: die Nachkommen von Christoph hießen „Krisiai“, also Abkömmlinge von Christoph, und die anderen Lėpaltai bzw Lėpartai. Christoph zahlte nach dem Tod seiner ersten Frau, die bei der Geburt des letzten Kindes starb, die Kinder aus und heiratete 1900 noch einmal, Auguste Wellert (1879-1968), mit der er noch fünf Söhne und eine Tochter bekam. Mein Vater Ewald, auf Litauisch Evaltas, wurde am 17.8.1911 als einer der mittleren Söhne aus der zweiten Ehe geboren. Christoph war offenbar ein recht geselliger Mensch, jedoch wenig an der Wirtschaft interessiert. Die Hofführung überließ er längere Zeit einem Großknecht, später Albert, seinem ältesten Sohn aus der zweiten Ehe. 1941 siedelte er mit der ganzen Familie nach Deutschland über. Hier wurde er in einem Altenheim in Pommern untergebracht und 1945 nach Dänemark evakuiert, wo er noch 1945 verstarb.

Über die Andrulats ist weniger bekannt. Christoph Andrulat heiratete 1859 Henrietta Becker. Mein Großvater Friedrich ist 1876 geboren. Friedrich lernte um die Jahrhundertwende seine zukünftige Frau Anna, geb. Wachsmann (1883-1972) in den USA kennen. Dort heiratete er, dort ist auch die älteste Tochter geboren. Offensichtlich gehörten die beiden zu den zahlreichen Auswanderern aus Litauen nach Amerika. In den kinderreichen Familien übernahm in der Regel der Älteste den Hof, die anderen Kinder wurden ausgezahlt und wenn einer von diesen keinen vermögenden Partner fand, so wanderte man damals gerne nach Amerika aus. Die Großeltern Andrulat kehrten jedoch um 1911 wieder nach Litauen zurück. Möglicherweise übernahmen sie einen Teil des väterlichen Hofes, denn in Gudinė gab es noch in den dreißigen Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts zwei Familien Andrulat. Vielleicht hofften die Großeltern, sich mit dem Geld aus Amerika in der Heimat bessere Bedingungen zu verschaffen. Wären sie in den USA geblieben, wäre ich jetzt Amerikaner. In Litauen besaß Friedrich Andrulat einen kleineren Hof. 1914 wurde er in die russische Armee eingezogen, kämpfte gegen das Deutsche Kaiserreich und geriet in deutsche Kriegsgefangenschaft. Erst 1919 kehrte er heim. Am 12.6.1920 wurde dann meine Mutter als die jüngste unter den fünf Schwestern und einem Bruder geboren.

Keiner unserer Vorfahren wird in dem von den litauischen Sicherheitsorganen 1938 erstellten Verzeichnis der Deutschen (Daten zur kulturellen und wirtschaftlichen Lage der Deutschen in Litauen, 1938. Remchingen 2009) erwähnt.

Entweder wurden sie übersehen oder sie wurden nicht als Deutsche wahrgenommen. Lediglich die anderen Andrulats aus Gudinè, höchstwahrscheinlich verwandt mit Friedrich Andrulat, werden hier als „von deutscher Gesinnung“ aufgeführt.

Auch wenn in Suvalkija um die Jahrhundertwende 1900 keine ausgeprägte wirtschaftliche Rückständigkeit im Vergleich zum damaligen Deutschland bestand, galt das nicht für den Bildungsbereich. Da Litauen bis 1915 zu Russland gehörte, das auf dem Gebiet der Bildung besonders rückständig war, und der russische Staat im Zuge der Russifizierung nach 1863 alle litauischen bzw. polnischen Schulen aufgelöst hatte und nur einige wenige russische errichtete, gab es auf dem Lande kaum Schulen. Die Bauern bemühten sich daher, private Lehrer einzustellen oder den Kindern selbst das Lesen und Schreiben beizubringen. Dennoch war der Prozentsatz an Analphabeten recht hoch. Vor allem die Mädchen konnten nur selten lesen und schreiben. Die Eltern meiner Mutter waren reine Analphabeten, was mich besonders bei Opa sehr überrascht hat. Aber in einer erhaltenen Urkunde ist vermerkt, dass er sie nicht unterschreiben konnte. Und auch noch mein Vater (Jahrgang 1911) hat nur zwei Winter lang die Schule besuchen können, denn die allgemeine Schulpflicht wurde in Litauen erst 1928 eingeführt. Meine Mutter (Jahrgang 1920) hat immerhin die vierklassige Volksschule abgeschlossen, aber für eine weiterführende Schule konnte die Familie das Geld nicht aufbringen, denn nur die Grundschule war zu dieser Zeit kostenlos.

In der Jugendzeit meiner Eltern war vom deutsch-litauischen Gegensatz nur wenig zu spüren. Beide wuchsen in einer litauischen Umgebung heran und verinnerlichten wohl die Werte dieser Gesellschaft. Die Beziehungen zu den litauischen Nachbarn waren gut und weitgehend spannungsfrei. Auch in der Schule gab es offenbar keine offenen Anfeindungen seitens der Litauer. Aber man wusste von der Verschiedenheit und beachtete sie auch. Als sich meine Mutter in einen katholischen Litauer verliebte, ließen das die Eltern beider Seiten nicht zu. Mein Vater erlernte beim Dorfschmied Speder in Šunskai den Beruf des Schmiedes. Da er offenbar wie ich von einer schmächtigeren Statur war, fiel ihm dieser Kraft erfordernde Beruf bestimmt nicht leicht. Auf dem Land gab es jedoch nicht viele Möglichkeiten, einen anderen Beruf zu erlernen. Den Hof übernahm noch Ende der zwanziger Jahre Albert, der älteste Bruder aus der zweiten Ehe. Die zwei begabteren Brüder Adolf und Richard schickte man aufs Gymnasium nach Mariampolè. Adolf ging später an die Universität in Kaunas, ein anderer Bruder, Valius bzw. Waly, ging zu einem Schneider in die Lehre. Über den Ausbildungsweg von Emil, dem fünften Sohn, weiß ich nichts, denn er fiel als einziger der Brüder Hermann im Zweiten Weltkrieg.

Meine Mutter blieb nach dem Abschluss der Grundschule zu Hause wie die anderen vier Schwestern, deren Arbeitskraft auf dem Hof willkommen war. Dabei wollte meine Mutter, die zeitlebens eine richtige Leseratte war, so gerne weiter in die Schule gehen, aber der kleine Hof ließ das nicht zu. Der einzige Bruder Adolf ergriff den Beruf eines Schmiedes und sollte den Hof übernehmen.

Die Umsiedlung nach Deutschland 1941 und die Rücksiedlung als Kolonisten nach Litauen 1942/43

Der Zweite Weltkrieg zerstörte die bäuerliche Idylle der Hermanns und Andrulats. Im August 1939 schloss Hitler einen Geheimpakt mit Stalin, nach dem Lettland, Estland, Finnland und der Teil Polens hinter der Weichsel dem sowjetischen und Litauen sowie der westliche Teil Polens bis zur Weichsel dem deutschen Interessengebiet zufallen sollten. Im September desselben Jahres wurde jedoch dieser Vertrag dahingehend geändert, dass das Deutsche Reich das Kernland Polens bis zum Bug bekam, und dafür Litauen der Sowjetunion überließ. Mit diesem Vertrag wurde auch beschlossen, zur gegebenen Zeit die Deutschstämmigen aus diesen Gebieten umzusiedeln. Litauen wurde am 15.6.1940 von der Sowjetunion besetzt. Die Deutschen und die Sowjets einigten sich über den endgültigen Austausch der Bevölkerung erst am 10. Januar 1941. Niemand sollte zur Ausreise gezwungen werden. Aber nach der Besetzung Litauens durch die Sowjets hatte sich das Leben total verändert: Größere Besitztümer wurden verstaatlicht, die Meinungsfreiheit aufgehoben, die Rechtssicherheit genommen. Fast alle Personen, die ihre Deutschstämmigkeit nachweisen konnten - die Zugehörigkeit zur Evangelischen Kirche reichte schon als Beleg für das Deutschtum aus - entschlossen sich daher für die angebotene Möglichkeit, nach Deutschland umzusiedeln. Eigentlich waren bereits die letzten anderthalb Jahre vor der Ausreise von Hektik und Auflösung geprägt, denn man rechnete seit Herbst 1939 mit der Umsiedlung. Viele der Unverheirateten wollten noch schnell eine Ehe eingehen, aus Sorge, in Deutschland keinen Partner zu finden. Das betraf wohl auch meine Eltern, beziehungsweise ihre Eltern, die das Paar zusammenführten. Meine Mutter musste offenbar mehr oder weniger zu dieser Ehe überredet werden, denn - wie erwähnt - sie wollte lieber den katholischen Litauer heiraten. Auf dem Hochzeitsbild sieht man ihre Verzweiflung und Bockigkeit deutlich. Die Hochzeit am 24. April 1940 fand folglich unter ungünstigen Bedingungen statt. Da konnte auch der kleine Hof mit zwei Hektar Land, den der Vater der Braut dem jungen Paar kaufte und schenkte, keine große Freude auslösen. Im Febru-

ar/März 1941 siedelten über 50.000 Deutschstämmige in das Deutsche Reich um, darunter auch alle Hermanns und Andrulats.

Hitler hatte dem SS-Reichsführer Himmler alle Umsiedler unterstellt und ihm zusätzlich das Amt des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums verliehen. Die Umsiedler wurden zuerst in Lagern der Volksdeutschen Mittelstelle untergebracht und anschließend nach pseudowissenschaftlichen rassischen Merkmalen unterschieden. Diejenigen, die den Merkmalen der germanischen Rasse entsprachen, wurden als „O-Fälle“ für die Besiedlung der an Deutschland angegliederten östlichen Gebiete vorgesehen, die übrigen (die sogenannten A-Fälle) sollten im Altreich angesiedelt und so schnell wie möglich germanisiert werden. Alle Hermanns, darunter auch meine Eltern, wurden der ersten Gruppe zugeteilt, die Andrulats dagegen der zweiten. Bei der Überprüfung und Verleihung der deutschen Staatsangehörigkeit wurden offenbar die rassischen Merkmale und die deutsche Abstammung höher bewertet, denn mein Vater, der nur ganz wenig Deutsch sprach, wurde trotzdem als geeignet für die Ostsiedlung eingestuft.

Nach dieser Überprüfung kamen meine Eltern in ein Lager bei Köslin in Pommern, wo viele der litauendeutschen O-Fälle bis zur Ansiedlung im Osten untergebracht wurden. Hier ist auch mein älterer Bruder Richard am 31.5.1942 geboren. Noch im Herbst 1941 fiel die Entscheidung Himmlers, die Litauendeutschen nicht in den ehemals polnischen Gebieten anzusiedeln, sondern nach Litauen zurückzusiedeln. Dieser Vorgang war ein Sonderfall. Es gab ausgearbeitete Pläne für die Germanisierung des Ostens nach dem Krieg, aber während des Krieges wollte man eigentlich - mit Ausnahme der ehemals polnischen Gebiete, die bereits an Deutschland angegliedert waren - davon Abstand nehmen. Da man es in den ehemals polnischen Gebieten bis zum Ausbruch des Krieges gegen die Sowjetunion nicht geschafft hatte, die Polen umzusiedeln, saßen die Litauendeutschen Ende 1941 noch immer in den Lagern fest. In dieser Notsituation entschlossen sich die Verantwortlichen zu einer Ausnahme. In Kaunas wurde ein SS-Ansiedlungsstab eingerichtet. Mit Billigung und Unterstützung der litauischen Selbstverwaltung wurden auf dem ehemals deutschen, polnischen, jüdischen und russischen Grundbesitz die Litauendeutschen angesiedelt. Im Sommer 1942 fing man an, die litauendeutschen „O-Fälle“ auf die enteigneten und vergrößerten Höfe zu verteilen. Meine Eltern erhielten ein größeres Anwesen in Baptau, Landkreis Kaunas. Hier, beziehungsweise im deutschen Krankenhaus in Kaunas, das bis 1941 ein jüdisches gewesen war, bin ich am 21.2.1944 geboren.

Diese Rücksiedlung war keine harmlose Angelegenheit und hatte auch nicht den Zweck, die alten Besitzverhältnisse der Litauendeutschen wiederherzustellen.

len oder die deutsch-litauische Beziehungen zu verbessern. Es war eine Kolonisation: Die Besitzer bzw. Verwalter der polnischen, jüdischen und russischen Objekte wurden enteignet (die Juden waren schon davor umgebracht oder in Ghettos eingesperrt worden) und anschließend größtenteils nach Deutschland als Zwangsarbeiter verschickt. Sie durften nur wenige Habseligkeiten mitnehmen. Die Deutschen erhielten größere und bessere Landgüter bzw. städtische Anwesen als vor dem Krieg, sie wurden auch nicht der litauischen Verwaltung unterstellt. Für die deutschen Kolonisten wurden extra Ämter, Einkaufsmöglichkeiten, Banken, Krankenhäuser etc. eingerichtet, sie erhielten auf den Lebensmittelkarten viel höhere Zuteilungen als Litauer, für ihre Ablieferungen wurden höhere Preise bezahlt und sie verdienten mehr als die übrige Bevölkerung. Sie lebten in Litauen wie eine Herrenklasse und sollten daher auch keine näheren Beziehungen zu den nichtdeutschen Nachbarn aufnehmen. Die Kolonisten wurden bewaffnet und bildeten Schutzmannschaften. Die Litauer, die anfänglich die Kolonisten noch neutral und sogar freundlich aufgenommen hatten, sahen schnell ein, dass es sich hier nicht um eine Rückkehr der ehemaligen Nachbarn, sondern um eine Kolonisation handelte. Leider haben meine Eltern sehr wenig über diese Zeit erzählt, lediglich dass sie Angst vor Überfällen gehabt haben und sich unwohl fühlten, denn mein Vater sollte ständig ein Gewehr mit sich tragen und gehörte wie alle Kolonisten dem deutschen Sicherheitsdienst an. Dennoch haben auch meine Eltern die Übernahme des enteigneten fremden Hofes nicht abgelehnt.

Flucht nach Deutschland 1944 und die Rückkehr nach Litauen 1945

Im Juli 1944 - ich war gerade fünf Monate alt - kam die Front nach Litauen zurück und alle deutschen Kolonisten flohen ins Deutsche Reich: die Bauern im Treck, die übrigen per Schiff und Bahn. Meine Mutter berichtete, dass unterwegs keine Milch zu bekommen gewesen sei und sie durch die Ereignisse nicht in der Lage war, mich zu stillen. Man behalf sich mit Lutschen von Speck und Verabreichung von Wasserbrei, weshalb ich einen schlimmen Durchfall bekommen hätte und sehr geschwächt gewesen sei. Schließlich hätte sie von Krankenschwestern Trockenmilch bekommen, die mich wieder zu Kräften kommen ließ. In Deutschland angekommen wurde man von einem Ort zum anderen weiter gereicht. Die Männer sollten eingezogen werden. Meine Mutter erzählte, dass die Familie bewusst nirgends längere Zeit geblieben sei, so dass der Einberufungsbefehl den Vater nicht erreichen konnte. Es ist zu bezweifeln, ob das stimmt, denn eigentlich konnte man ohne Genehmigung nicht so einfach von Ort zu Ort ziehen. Aus den Quellen weiß man, dass nach dem Übertritt ins Reich die wehrfähigen Männer der Kolonisten als Soldaten eingezogen

und die älteren für den Bau von Grenzbefestigungen herangezogen wurden. Wie mein Vater es geschafft hat, sich der Armee zu entziehen, bleibt ungeklärt. Schließlich ist es meiner Mutter mit Unterstützung ihrer Schwestern, die seit 1941 in Cornberg bei Rotenburg an der Fulda in Hessen lebten, gelungen, für meinen Vater eine Arbeitsstelle in einem kriegswichtigen Betrieb zu bekommen. Hier lebte die Familie bis zum Einmarsch der Amerikaner im April 1945. Aber noch im Mai 1945 ließ der amerikanische Ortskommandant eine Anordnung aushängen, dass sich alle diejenigen, die aus der Sowjetunion und Polen stammten, dorthin zurück zu begeben hätten. In der Großfamilie gibt es mehrere Versionen über die damaligen Ereignisse. Meine Mutter behauptete, die Amerikaner hätten den Betroffenen befohlen, sich für den nächsten Tag zum Rücktransport vorzubereiten. Ihre Schwester Elma meinte dagegen, dass die Anweisung allgemeiner Natur war und denjenigen, die das nicht befolgten oder sich verdrückten, nichts passiert sei. Es steht jedenfalls fest, dass bei Kriegsende eine solche Vereinbarung zwischen den Alliierten und den Sowjets bestand und die Flüchtlinge, Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen aus dem Osten zur Rückkehr aufgefordert wurden. In den westlichen Besatzungszonen wurde im Allgemeinen auf Deutsche kein Zwang zur Rückkehr in ihre Heimatgebiete ausgeübt. Viele Deutsche wollten allerdings ihr früheres Leben in ihrer Heimat wieder aufnehmen. Unsere Oma sagte einmal, dass vor allem meine Mutter unbedingt nach Litauen zurückgehen wollte und dass ihre Erzählung von einer Zwangsabschiebung nicht wahr sei. Möglicherweise war es auch so.

Diese Entscheidung wirkte sich verhängnisvoll aus. Auf der sowjetischen Seite herrschte direkt nach dem Krieg völliges Chaos. Die rückkehrwilligen Deutschen und die ehemaligen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen, die nach Hause zurückgebracht werden wollten, wurden zuerst in bewachten Lagern untergebracht und scharf verhört. Schon hier gab es nur noch wenig zu essen, denn auch die Sowjets besaßen nicht viel. Eigentlich ist es erstaunlich, dass die Sowjets alles taten, um auch die Deutschstämmigen in die Heimat zurück zu bringen. Noch im Herbst 1944 hatte die Sowjetmacht in Litauen alle Deutschstämmigen, die dort geblieben waren, nach Zentralasien deportiert. Aber nach dem Sieg gegen Hitler richteten die Sowjets in allen von ihnen besetzten Gebieten spezielle Komitees zur Erfassung und Repatriierung sowjetischer Bürger ein. Da meine Eltern kurzfristig 1940/41 sowjetische Bürger gewesen waren und nach 1945 die zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich abgeschlossenen Verträge als ungültig erklärt wurden, zählte man meine Eltern zu den Sowjetbürgern. Andererseits wurden auch viele Memelländer, die die sowjetische Staatsangehörigkeit nie besessen hatten, aber zwischen 1923-1939 litauische Bürger gewesen waren, aus den sowjetisch besetzten Gebieten

zwangsweise in die Heimat zurückgebracht. Meine Mutter behauptete, die Sowjets hätten uns für Sibirien vorgesehen, was nicht unbedingt wahr sein muss. Mein Vater wurde schon nach den ersten Verhören festgenommen und zur Zwangsarbeit nach Riga geschickt. Die verbliebene Sippe, darunter die Eltern meiner Mutter und die Familien ihrer Schwestern Elma, Olga und Martha, wurde in einen bewachten Zug gesetzt, der in Richtung Russland rollte.

Die Zugreise dauerte einige Monate, denn so kurz nach dem Krieg waren die meisten Gleise zerstört und nur wenige Eisenbahnlinien wieder in Betrieb genommen. Überall herrschten chaotische Verhältnisse. Man hatte es mit den Rückkehrern nicht eilig. Das Schlimmste waren der Hunger und schlechte Hygienebedingungen. Die hygienischen Verhältnisse müssen katastrophal gewesen sein. Der Zug hielt stunden- und tagelang irgendwo auf den Gleisen an. Einige durften weggehen und Essen organisieren, die anderen mussten im Zug ausharren. Unter diesen Verhältnissen hielt der Tod vor allem unter den Kleinkindern und Alten reiche Ernte. Mein älterer Bruder, knapp drei Jahre alt, erkrankte und starb. Meine Mutter behauptet, er sei verhungert. Vermutlich starb er im geschwächten Zustand an irgendeiner ansteckenden Krankheit. Er wurde bei Opoln an der Bahnstrecke neben den Gleisen verscharrt. Auch mein Großvater mütterlicherseits starb unterwegs und wurde im Wald neben den Gleisen notdürftig begraben. Für die beiden verbliebenen Frauen, meine Mutter und die Oma, und die Familien der drei anderen Schwestern muss diese Zeit eine Hölle gewesen sein. Auch mein Zustand soll sehr kritisch gewesen sein und ich überlebte nur deshalb, weil man für mich das Letzte hergab. Schließlich kam man im Herbst 1945 in Weißrussland an. Über das weitere Geschehen gibt es wieder zwei Versionen. Meine Mutter behauptete, sie seien aus diesem Zug geflüchtet und hätten sich auf eigene Faust in die Heimat durchgeschlagen. Tante Elma, die ja auch dabei war, sagte, dass dies nicht stimme, man habe alle nach Vilnius gebracht und erst von da an musste man zusehen, wie man weiter kam. Und auch mein Cousin Gustel, der sechs Jahre älter ist als ich, bestätigte die Aussage seiner Mutter. In den Untersuchungen über die Repatriierung der Zwangsarbeiter und Flüchtlinge zurück nach Litauen wird deutlich, dass die Rückkehrer in der Heimat zuerst im Durchgangslager bei Grodno noch ein Mal überprüft und dann nach Hause entlassen wurden. Es steht aber fest, dass unsere Familien nicht über Grodno nach Litauen kamen, vielleicht weil das Auffanglager dort im Herbst 1945 noch nicht aufgebaut war. Ich stelle mir daher vor, dass die vier Familien der Sippe Andrutat in Vilnius die letzte Überprüfung hinter sich brachten und auch irgendwelche Papiere erhielten, denn ohne eine Genehmigung oder einen Pass hätte man sich damals in Litauen nicht aufhalten können. Die vier Familien wären sicherlich

sehr schnell aufgefallen, weil man damals alle Bürger wegen der Kämpfe gegen die Partisanen ständig kontrollierte. Meine Mutter erzählte, dass sie und die Oma mit mir irgendwann im Herbst 1945 in ihrem alten Heimathof in Gudinė wieder ankamen, wo bereits seit 1941 eine andere Familie wohnte. Offenbar befürchtete der neue Besitzer bzw. Verwalter Probleme mit den früheren Besitzern und lehnte es ab, sie aufzunehmen. Schließlich erlaubte er ihnen, für einige Tage im Stall unterzukommen. Zugleich meldete er den Vorfall in der Stadt. Ein russischer Beamter riet meiner Mutter dringend, aus dem Heimatort zu verschwinden. Mein Cousin Gustel erinnert sich, dass die vier Familien nach dem Ankommen in Marijampolė eine Anstellung in dem von den Sowjets neu errichteten Betrieb für Landmaschinen und Traktoren, einem Vorgänger der Kolchosen, fanden. Doch bald schloss dieser Betrieb wieder, weil die Bauern die angebotenen Dienste nicht annahmen. Die Herings ließen sich in einen anderen Betrieb für Landmaschinen und Traktoren in Kalvarija versetzen, die anderen Familien versuchten auf eigener Faust, Arbeit und Unterkunft zu suchen. Offenbar gelang es meiner Mutter bald danach, eine Anstellung als Magd ca. 10 km weiter bei der Bäuerin Spūdienė zu finden. Hier musste sie sehr hart arbeiten für wenig Lohn. Nicht mal Milch für mich habe die Bäuerin umsonst gegeben. Ob das tatsächlich stimmt, ist schwer zu sagen, denn meine Mutter übertrieb oft das Erlebte, dramatisierte die Erinnerungen und schmückte sie gerne aus.

Die Nachkriegszeit in Litauen bis 1949

1944-1948 kämpften in der Gegend um Marijampolė größere litauische Partisaneneinheiten gegen die sowjetischen Besatzer. In anderen Gegenden gaben die letzten Partisanen den Widerstand sogar erst um 1951-1953 auf. Sie bekämpften vor allem die sowjetische Verwaltung, die Militärs und diejenigen, die mit dem Sowjetsystem sympathisierten. Am Anfang fanden Feuergefechte und sogar tagelange Kämpfe zwischen Partisanengruppen und regulären sowjetischen Truppen statt. Ab Ende 1945 wechselten die Partisanen ihre Taktik und vermieden Kämpfe mit den Militärs. Stattdessen konzentrierten sie sich auf das Bestrafen sowjetischer Funktionäre und Sympathisanten sowie auf die Behinderung des Ausbaus des Sowjetsystems. Unterstützung fanden sie vor allem bei der Landbevölkerung, die Angst vor Enteignung hatte. Der Widerstand gegen die Sowjetisierung war so groß, dass die Sowjets erst 1949-1950 mit der Einrichtung von Kolchosen anfangen konnten, nachdem man einen Teil der Bauern nach Sibirien verbannt und viele Partisanen erschossen oder festgenommen hatte. Den verbliebenen Bauern blieb schließlich keine andere Wahl, als ihre Unterschrift auf Verzicht auf das eigene Eigentum zu leisten.

In den ersten Nachkriegsjahren besuchten die Partisanen häufig ihre Unterstützer. Zugleich trieben sie auch von der übrigen Bevölkerung Lebensmittel ein. Vor allem auf dem flachen Land herrschte tagsüber die Sowjetmacht mit ihrer bewaffneten Miliz, den sogenannten Stribai, und den regulären Truppen, und nachts die Partisanen. Da der Hof der Spūdienē in der Nähe des Waldes lag, kamen hier die Partisanen häufiger vorbei und besuchten auch uns und ließen sich bewirten. Schließlich war meine Mutter eine junge Frau und alleinstehend. Laut Aussagen meiner Mutter waren sie freundlich zu mir. Bei einem solchen Besuch soll ich mit einer Partisanenmütze auf dem Kopf marschiert und gesungen haben: „Mano tėvas partizanas“ (Mein Vater, der Partisan). Ich hege Zweifel, ob das stimmt. Ich war damals höchstens zwei oder zweieinhalb Jahre alt und es ist daher eher unwahrscheinlich, dass ich ein solches Lied mir ausgedacht oder gesungen hätte. Laut meiner Mutter hätte ich schließlich dieses Lied auch gegenüber den Stribai vorgesungen, als sie auf einem Kontrollgang bei uns vorbeikamen. Sie sei aus diesem Grund festgenommen und nach Marijampolė zum Verhör gebracht worden. Dort hätte man sie unter Prügel verhört und erst nach einigen Tagen wieder entlassen. Der Grund für die Festnahme könnte auch ein anderer gewesen sein. So hat man erst jetzt Akten gefunden, aus denen hervorgeht, dass unter den Partisanen des Kreises Marijampolė auch über 50 ehemalige deutsche Soldaten mitgekämpft haben. Und da wir keinen Nachweis besaßen, wo mein Vater war, hat die sowjetische Miliz möglicherweise angenommen, dass er sich bei den Partisanen aufhielt. Vielleicht wollte die Miliz aber auch lediglich erfahren, wann, wie oft und welche Partisanen bei uns auftauchten. Nach der Entlassung hat meine Mutter die Stelle bei Spūdienē schnellstens aufgegeben und ist mit uns weiter gezogen. Vermutlich fand sie damals eine Unterkunft in der Stadt Marijampolė, denn nachdem mein Vater im Herbst 1946 vom Arbeitsdienst in Riga zurückkehrte war, wohnten sie in der Stadt. Offenbar entließen die Sowjets die festgenommenen Deutschstämmigen aus dem Baltikum in die Heimat, wenn sich diese für den Verbleib in der Sowjetunion entschieden. Es ist unklar, woher mein Vater wusste, wo sich seine Familie befand. Vermutlich wurde er von den sowjetischen Behörden darüber informiert. Auch sein Bruder Richard, der bei der Verteidigung Berlins in Kriegsgefangenschaft geraten und hinter dem Ural interniert worden war, tauchte ein wenig später in Marijampolė auf und fand Unterkunft bei uns. In der Gefangenschaft war er schwer erkrankt und der Lagerkommandant empfahl ihm, sich als Litauer auszugeben und um Entlassung zu bitten. Auf diese Weise wurde er tatsächlich Anfang 1947 freigelassen. Doch bald nach der Ankunft in der Heimat erfuhr der Onkel, dass die örtlichen Sicherheitskräfte Material über ihn sammelten. Eine Bekannte aus dem Stan-

desamt besorgte ihm Papiere aus der Vorkriegszeit mit dem lituanisierten Namen „Armonas“. Mit dem geänderten Namen begab sich Onkel Richard nach Klaipėda/Memel, wo er unter den vielen Neuzugezogenen untertauchen konnte. Erst nach dem Tod Stalins 1953 wagte er es, seine nähere Heimat wieder zu besuchen und auch den richtigen Namen wieder anzunehmen.

Offenbar blieb unsere Familie nicht lange in der Stadt. Das hing sicherlich mit dem Beruf des Vaters zusammen, der seinen alten Beruf als Dorfschmied aufgreifen wollte. Die Familie zog in die Nähe von Šunskai etwa zwei Kilometer entfernt vom väterlichen Hof, auf dem von den Sowjets bereits ein Fremder eingesetzt war und auf den man sowieso keinen Anspruch erheben konnte. Eine große Auswahl, eine Arbeitsstelle zu finden, hatte er sicherlich nicht, denn die Deutschstämmigen mussten, zumindest in den ersten Nachkriegsjahren, sich öfters bei der Miliz melden und es war ihnen ohne eine Genehmigung verboten, sich außerhalb des Kreises frei zu bewegen. Die litauische Bevölkerung, die vor allem in den Russen ihre Feinde sah, zeigte nach dem Krieg wenig Feindseligkeit den Deutschstämmigen gegenüber. Zumindest kann ich mich nicht erinnern, dass wir wegen unserer deutschen Abstammung hätten leiden müssen.

Meine Eltern haben nach 1945 die sowjetische Staatsangehörigkeit nicht angenommen, vielleicht auch nicht bekommen. Die ehemals deutschen Staatsangehörigen durften zwar laut einer Entscheidung der sowjetischen Regierung von 1947 die sowjetische Staatsangehörigkeit beantragen, aber meine Eltern stellten wohl keinen Antrag, vermutlich weil es auch so ging. Mein Vater erhielt eine Stelle bei einem Schmied in der Nähe von Šunskai und fand eine kleine Wohnung auf dem Bauernhof von Gavėnas, aus der wir nach kurzer Zeit in eine größere, zwei Höfe weiter gelegene Wohnung in Dumšynė (der Besitzer hieß Dumšys, daher Dumšynė), umzogen. Hier ist mein Bruder Algimantas am 23. Juli 1947 geboren, der aber schon am 21. März 1948 an einer Lungenentzündung starb. Einen Arzt gab es damals nur in der zehn Kilometer entfernten Stadt, und wir besaßen weder ein Pferd noch einen Wagen. Vielleicht haben meine Eltern auch die Erkrankung unterschätzt, denn wegen einer Erkältung begab man sich nicht in die Stadt zum Arzt. Außerdem war es in der Nachkriegszeit sehr schwer, Medikamente zu bekommen. Sie waren auch in der Stadt nur schwer zu beschaffen. Der Tod eines zweiten Kindes muss ein Schock für meine Eltern gewesen sein, zumal auch ich immer wieder kränkelte. Meine Mutter berichtete von meinem Krankenhausaufenthalt in Marijampolė, wo ich wegen einer falschen Diagnose ungeeignete Medikamente bekommen hätte und deshalb fast gestorben wäre. Die Verhältnisse in diesem Krankenhaus sind offenbar äußerst schlecht gewesen. Meine Mutter muss-

te dort meine Pflege übernehmen, mich ernähren und nachts mich vor den Ratten beschützen. Am 1. Mai 1949 gebar meine Mutter wieder einen Sohn, der den Vornamen des Verstorbenen bekam. Als die Wehen angingen, die Geburt sich aber verzögerte, kam man überein, sich doch noch ins Krankenhaus zu begeben. Doch bis man ein Pferd und einen Wagen auftrieb, schaffte man den langen Weg zum Krankenhaus nicht mehr. Der Bruder kam kurz vor Marijampolė in einem Graben zur Welt, irgendwelche Bauern in der Nähe haben dabei geholfen.

Aus diesen Zeilen erkennt man, wie schwer das Leben der zurückgebrachten und freiwillig zurückgekehrten Deutschstämmigen in Litauen nach 1945 war. Über viertausend der Repatriierten des Jahres 1941 wurden 1945-1947 nach Litauen gebracht, ohne dass sie die Möglichkeiten erhielten, ihren früheren Besitz zurück zu bekommen. Sie mussten zusehen, wo sie blieben. Dennoch hatten sie im Vergleich zu den im Königsberger Gebiet verbliebenen Deutschen ein besseres Los gezogen. Die Deutschstämmigen in Litauen mussten nicht vor Hunger sterben, sie wurden auch von der litauischen Bevölkerung nicht schikaniert oder gedemütigt. Vor allem 1946 und 1947 strömten abertausende bettelnde und halbverhungerte Deutsche aus Ostpreußen nach Litauen. Viele von ihnen haben in Litauen Nahrungsmittel erhalten und konnten dann, versorgt mit Lebensmitteln, in die Heimat zurückkehren. Etliche deutsche Kinder blieben sogar für längere Zeit in Litauen. Dennoch lagen Tod und Leben auch in Litauen nah beieinander. Die politischen und sozialen Bedingungen besserten sich nicht oder nur unwesentlich. Die Partisanentätigkeit nahm zwar in unserer Gegend ab 1948 stetig ab, aber man lebte weiterhin wie in einem besetzten Land. Erst Anfang der fünfziger Jahre verschwanden auch die Stribai und die regulären Truppen aus dem Blickfeld. Eine meiner frühesten Erinnerungen aus den Jahren 1948 oder 1949 bezieht sich auf einen Eintopf aus der Gulaschkanone, den sowjetische Soldaten uns Kindern bei einer Manöverübung anboten. 1949/50 wurden die Bauern endgültig enteignet und Kolchosen gegründet. Offiziell trat man der Kolchose freiwillig bei und überschrieb ihr den Landbesitz. Nur das Wohnhaus konnte man als Eigentum behalten. Darüber hinaus erhielt man 60 Ar Land zur Selbstversorgung. Wer jedoch den Eintritt in die Kolchose ablehnte, dem wurden die Abgaben an den Staat solange erhöht, bis man sie nicht mehr leisten konnte, was dem Staat als Handhabe diente, den Besitz zu konfiszieren. Die meisten Besitzer größerer Höfe waren schon vor der Zwangskollektivierung nach Sibirien verbannt. Daher gaben viele Bauern alles auf und zogen in die Städte. Von den fünf in unserer nächsten Umgebung gelegenen Höfen war nur noch einer vom früheren Inhaber bewohnt, einer war völlig verwüstet und in dreien lebten neu eingesetzte Kol-

chosbauern. Wer blieb und sich in die Kolchosen einschrieb, tat das aus Zwang und hatte natürlich keine große Lust, sich für das Wenige, was die Kolchosen boten, zu engagieren. Die Kolchosen verdienten in der ersten Zeit ganz wenig Geld, denn die Felder wurden schlecht bearbeitet. Folglich zahlten die Kolchosen sehr wenig für die Arbeit, am Anfang meistens nur in Naturalien. Die alte Ordnung brach innerhalb weniger Jahre zusammen, die Dorfgesellschaft löste sich auf, man tat nichts mehr für die Allgemeinheit oder für die Gemeinde. Die Tüchtigeren gingen lieber in die Industrie, die Verbliebenen fingen in ihrer Verzweiflung an zu trinken. Die Eltern sahen zu, dass ihre Kinder eine möglichst gute Ausbildung bekamen, denn zu Hause gab es nichts mehr zu erben. Erst in den späten fünfziger Jahren erholte sich die Landwirtschaft wieder.

Doch für uns hatte die Einführung der Kolchosen einen Vorteil. Davor besaßen wir nichts, der Vater musste als Hilfsarbeiter bei einem Schmied arbeiten und bekam sehr wenig bezahlt. Nach der Errichtung der Kolchosen stellte die Kolchose meinen Vater als Schmied ein und stattete ihn mit einer Werkstatt aus. Ein Schmied war eine wichtige Person und Arbeitskraft, denn damals bearbeitete man die Äcker noch mit Pflug und Pferden. So gab es für einen Schmied genug zu tun. Auch die Leute aus der Umgebung waren über einen Schmied in der Nähe glücklich. Im Frühjahr 1950 erhielt mein Vater als Wohn- und Arbeitsstätte einen vollständigen und fast intakten Hof, die Noreikynè (der frühere Besitzer hieß Noreika). Nach ihrer Enteignung war die Besitzerin in die Stadt zu ihrem Sohn, einem Apotheker, gezogen. Sie war froh, dass wir dort einzogen und das Anwesen nicht dem Verfall preisgegeben wurde, wie es mit vielen anderen Höfen geschah. Es war ein stattlicher Hof aus den dreißiger Jahren, mit Wohnhaus, großem Stall, großer Scheune, Klétis (Getreide- und Vorratshaus), Schweinestall und einer Erdhütte, wo man Kartoffeln und Gemüse über den Winter lagerte. In der Mitte des Hofes stand ein Ziehbrunnen mit einem großen Ziehbalken, an dem der Eimer hing. Rund um das Hofgrundstück gab es mehrere große Teiche und Gärten, ein Bach schlängelte sich durch die Wiesen und ein Wäldchen. Für unsere Familie, die sechs Jahre lang nichts besessen hatte, war das ein Paradies. Offiziell durften die Kolchosbauern lediglich 60 Ar Land bearbeiten, eine Kuh und zwei Schweine usw. halten, aber in den fünfziger Jahre konnte man das alles noch umgehen, indem man den Kolchosvorsitzenden, die Kolchosbrigadiere und die Vermessungsleute bestach oder mit Alkohol voll füllte. Außerdem war ein Schmied eine wichtige Person für die Kolchose, so dass man ihn auf keinen Fall verärgern wollte und in der Regel seine Wünsche erfüllte. Außerdem hielt in der Sowjetunion niemand die Gesetze und Bestimmungen ein, denn sonst hätte man dort nicht überlebt. Es

gab das offizielle Leben auf dem Papier und in der Propaganda und daneben das wirkliche. Oft hatten die beiden Leben wenig Gemeinsames.

Meine Mutter war sehr wendig, ja sogar gerissen, wenn es ums Über- und Besserleben ging. Mein Vater gab sich mit allem zufrieden, aber nicht meine Mutter. Sie plante, rannte, bestach wo es nötig war, kaufte und verkaufte, so dass wir innerhalb von wenigen Jahren wohl zu den besser gestellten Kolchosbauern zählten. Natürlich war das Leben hart: die Eltern schufteten von früh bis spät, denn sie bearbeiteten den „eigenen“ Boden und dazu unerlaubterweise noch einige andere Flächen im Umfang von vielleicht 5 ha Land. Dazu musste meine Mutter auf den Feldern der Kolchose und der Vater in der Schmiede arbeiten, die im Stall eingerichtet war. Trotzdem fanden die beiden noch Zeit, mit Kühen zu handeln, die stets einen guten Profit abwarfen, bis das zu gefährlich wurde. Sie fuhren durchs Land, kauften Kühe, die die Bauern bei ihrem Eintritt in die Kolchose eigentlich der Kolchose abliefern sollten, päppelten sie auf und verkauften sie wieder mit Gewinn. Auch ich, als der älteste am Leben gebliebene Sohn, musste schon von klein auf tüchtig mithelfen: Gemüse auf dem Feld jäten und begießen, Kühe versetzen (in Litauen wurden die Kühe an einer Kette mit Pflock angebunden und jeden Tag mehrmals auf der Weide ein Stückchen weiter versetzt; nur nach der Ernte im Herbst durften sie unter der Obhut eines Hirtenjungen frei weiden), Gänse, Puten und Enten füttern, Eier einsammeln und vieles mehr. Das Sammeln von Pilzen, Beeren und Kräuter gehörte auch dazu, was ich immer sehr gerne tat.

Die Oma wohnte weiterhin bei uns. Sie war noch recht rüstig. Zu ihren Aufgaben gehörten nicht nur alle Arbeiten in der Küche und auf dem Hof, sondern auch die Erziehung der Kinder, vor allem die meines Bruders Alge, wie wir ihn in Deutschland nannten. Er schlief bei der Oma in ihrem Kämmerchen.

Meine Eigenschaften

Niemand kann genau sagen, warum er/sie so oder anders ist. Das Leben bis zum sechsten Lebensjahr war für mich sehr hart. Nur mit einer Portion Glück konnte ich überleben. Starke Unterversorgung in den ersten zwei Jahren, der Tod der Brüder, die Angst und Unsicherheit der Eltern, der ständige Wohnungswechsel und die vielen Krankheiten haben wohl zu meiner, wenigstens äußerlich gesehen, schwachen Konstitution beigetragen: klein, schwächlich, öfters krank. Obwohl das mit den Krankheiten so eine Sache war. Meine Mutter hatte wahnsinnige Angst, dass auch ich krank werden oder sterben könne. In ihrer Sorge hat sie bei mir ständig neue Krankheiten „entdeckt“: Tuberkulose, Rachitis, Typhus usw. Sobald in unserem Kirchdorf eine Ambulanz eingerichtet wurde, ließ sie mir ständig verschiedenste Medikamente verschreiben.

Sie organisierte sogar teure Spritzen gegen die Tuberkulose, obwohl ich an dieser Krankheit höchstwahrscheinlich nie gelitten hatte. Ich wurde angehalten, gut zu essen, viel Sahne zu trinken usw. Es ist daher sehr schwer zu sagen, ob ich nur deswegen überlebte, weil meine Mutter mich so sehr umsorgte, oder weil ich doch eine passable Gesundheit hatte. Ihre ständigen Verbote und Mahnungen haben mich eher eingeengt und verängstigt. Sie ließ mich zum Beispiel nicht im Fluß oder Teich baden, weil ihr irgendeine Zigeunerin weisgesagt hatte, dass ich Gefahr liefe, vor dem 14. Lebensjahr zu ertrinken. Deshalb durfte mein Vater mich nicht zum Schwimmen mitnehmen, und mit Freunden durfte ich nur dann ins Wasser gehen, wenn ich hoch und heilig versprach, mich nicht tiefer als bis zum Bauch ins Wasser zu begeben. Deshalb lernte ich als Kind nicht schwimmen. Hinzu kam die Unsicherheit als Deutschstämmiger, auch wenn in der Nachbarschaft uns niemand drangsalierte. Die Eltern verhielten sich in allem recht vorsichtig und traten nirgends in der Öffentlichkeit auf. Solange Stalin lebte, war die Familie nie vor Verbannung oder Festnahme sicher. Daher wurde auch mir beigebracht, vorsichtig zu sein und nicht aufzufallen. Wer damals zu einer Minderheit gehörte, der lernte zu schweigen, seine Meinung nicht zu sagen und sich auch mit Handlungen zurückzuhalten. Ich war in Anwesenheit von Fremden gehemmt, fast ängstlich und insgesamt übervorsichtig. Ich hatte immer Angst vor Ablehnung, Gewalt und Tadel und passte mich daher häufig den Umständen an. Ich entwickelte Überlebensstrategien. Wichtig war für mich zu überleben und eher zweitrangig, gut und fröhlich zu leben. Dennoch war ich unter anderen Kindern nie Außenseiter, allerdings auch selten Anführer, eher Mitläufer. Mit den Lehrern kam ich meistens gut aus, arbeitete aber lieber allein, als in der Gruppe. Ich kam mit Einsamkeit gut zurecht und konnte mich jederzeit selber gut beschäftigen. Ich war wohl kein aufgewecktes und mutiges Kind, mir fehlte die Freude am Erzählen und Fabulieren. Fremde Sprachen zu lernen fiel mir von Anfang an schwer, aus Angst, Fehler zu machen oder mich zu blamieren. Möglicherweise wäre ich unter anderen äußerlichen Verhältnissen mutiger, selbständiger und sicherer geworden.

Meine aktiven Erinnerungen setzten erst sehr spät, mit etwa fünf Jahren, ein. Offenbar wollte ich mich nicht an die schlimmsten Zeiten erinnern. Immerhin musste ich ja das Sterben meiner zwei Brüder und möglicherweise Gewaltmaßnahmen gegen die Eltern mit ansehen. Neulich las ich jedoch, dass spätes Erinnerungsvermögen gar nicht so selten ist und nicht unbedingt auf irgendwelchen Schockwirkungen beruhen muss. Die ersten Erinnerungen habe ich an die letzte Zeit in Dumšyně, folglich aus dem Jahr 1949: Der Sohn des Hofbesitzers trägt mich auf seinen Armen bis zur Mitte des Teiches... Oder im Win-

ter wird auf dem Teich ein Karussell gebaut, wobei an einem Pfahl in der Mitte des Teiches eine Stange angebracht wird und am Ende der Stange mehrere Schlitten befestigt sind. Einer dreht, nah am Pfahl stehend, die Stange, so dass die Schlitten eine rasende Fahrt aufnehmen... Oder wir sammeln am Rande des großen Gartens Pilze... Ich spiele mit einem der Söhne des Hofbesitzers im Stall usw. Auch an unsere Einzimmerwohnung und die Hofgegebenheiten dort kann ich mich dunkel erinnern. Aber erst die Zeit in Noreikynë ist mir besser in Erinnerung geblieben, z. B. die Natur dort, die Tiere, Freunde und Spiele, die Arbeit und die Schule.

Die Grundschulzeit

Im September 1950 fing meine Schulzeit an. Ich ging sehr gerne zur Schule und weinte, wenn ich aus irgendeinem Grund nicht zur Schule gehen konnte. Der Weg war gute drei Kilometer weit, wenn man auf Fußpfaden über die Felder ging. Bei ganz schlechter Witterung musste man den längeren Fahrweg wählen, der nicht asphaltiert war und lediglich an den Seiten durch die Gräben entwässert war. Im Frühling und im Herbst versank man überall in Dreck und Pfützen. Im Winter konnte man zwar auf Skiern querfeldein laufen, aber bei tiefem Schnee kam man nur langsam voran. Ich kann mich nicht erinnern, wie ich das alles als kleiner Knirps von 6-8 Jahren bewältigt habe. Nur wenn am frühen Morgen das Thermometer unter -25 C zeigte, brauchte man nicht zur Schule gehen. Brach im Laufe des Tages ein Sturm aus, war es ausgemacht, dass ich bei Freunden im Städtchen übernachtete. Davon habe ich nur wenige Male Gebrauch gemacht. Da wir auf dem Dorf kein Telefon besaßen, wussten die Eltern in so einem Fall nicht mit Sicherheit, warum ihr Kind ausblieb und konnten nur hoffen, dass es sich nicht auf den Weg gemacht hatte und irgendwo im Schnee liegen geblieben war. Der Weg war nicht ungefährlich, denn es gab auch Wölfe, allerdings kann ich mich nicht erinnern, dass sie Menschen angegriffen hätten. Aber Angst vor Wölfen und vor allem vor tollwütigen Hunden, die immer wieder vorkamen, hatten wir schon. Ich erinnere mich, wie ich ein Mal von einer leichten Erhöhung einen Wolf (oder einen großen Hund) auf dem Weg sitzend sah. Ich warf meine Tasche weg, lief schleunigst ein Stück zurück bis zu einem Baum, kletterte hinauf und wagte mich nicht längere Zeit herunter. Bei ganz schlechtem Wetter organisierten die Eltern einen Wagen bzw. Schlitten mit Pferd und sammelten die Kinder aus der ganzen Nachbarschaft ein. Das Problem war jedoch, dass die Bauern keine eigenen Pferde mehr besaßen, da diese in einem Großstall der Kolchose untergebracht waren. Deshalb war es nicht leicht, ein Pferd zu bekommen. Ein Kolchospferd musste man sich schon am Abend ausleihen. Ein Mal hatten wir mit einem

solchen ausgeliehenen Pferd Pech. Mein Vater hatte es über Nacht im Stall neben seiner Schmiede untergebracht, in dem auch ein Pflug gelagert war. Das Pferd war zwar angebunden, aber irgendwie verfring es sich am Pflug und verletzte sich bei seinen Bemühungen, sich zu befreien, am Hals. Mein Vater fand es morgens sterbend vor. Es gab Ärger mit der Kolchose, obendrein mussten wir es begraben und zuerst noch seine Haut abziehen. An das Pferdegrab erinnere ich mich sehr deutlich, weil sich dort noch einige Jahre danach die Erde wegen der vielen Würmer und Maden bewegte und später das Gras dunkelgrün und hoch wuchs.

In Šunskai gab es eine siebenjährige Schule, geteilt in eine Grundschule und eine Mittelschule. In der vierjährigen Grundschule gab es nur zwei Schulräume, so dass jeweils zwei Klassen in einem Raum unterrichtet wurden. Wir hatten eine junge, hübsche Lehrerin, Pečkytė, die ich sehr mochte. Von der Grundschulzeit an wurden wir einseitig erzogen: Das sowjetische System wurde glorifiziert, Hass auf die Bourgeoisie geschürt und der große russische Bruder gelobt. Zu Hause hörten wir dann genau das Gegenteil. Man lernte schon als Kind, sich zu verstellen. Ich denke, noch schwieriger durfte das für die Lehrer gewesen sein, die noch in einem anderen System aufgewachsen waren und die Lügen eher durchschauten. Natürlich haben wir Kinder den Lehrern nicht alles geglaubt und dennoch waren wir von ihrer Rede von der besseren sozialistischen Zukunft fasziniert. Die Grundschule habe ich noch unter Stalin besucht, als die Diktatur unmenschliche Züge trug. Verhaftungen, Deportationen nach Sibirien und andere Verfolgungen geschahen auch in unserer Nähe. Mehrere Höfe in unserer Nähe standen leer, weil die Besitzer getötet oder verbannt waren. Im Gedächtnis blieb mir der Tod Stalins am 5.3.1953. Da am nächsten Tag meine Eltern und ich früh morgens zu Verwandten nach Kaunas fahren wollten, übernachteten wir bei einer Familie in der Nähe des Bahnhofs. Diese Leute hatten Radio und erfuhren vom Tod des Diktators. Nachdem man die Fenster abgedunkelt hatte, wurde die freudige Nachricht mit Schnaps begossen. In Kaunas selbst sahen wir am nächsten Tag überall schwarze Fahnen und viele Russinnen mit verweinten Gesichtern.

Mit meinem nichtlitauischen Namen musste ich natürlich in der Schule auffallen. Alle Nachbarn wussten, dass meine Eltern kurz vor dem Kriegsausbruch nach Deutschland ausgewandert waren. In der Nachkriegszeit wurde in der Schule alles Deutsche nicht nur negativ, sondern als etwas Schlimmes und Verbrecherisches behandelt. In der Regel übernehmen die Kinder die von der Schule vertretenen Ansichten. Daher staune ich selbst, dass ich nur wenige Erinnerungen an irgendwelche Ausgrenzungen meiner Person habe. Sicher, im Streit wurde ich gelegentlich als „Preuße“ oder „Faschist“ beschimpft, aber ich

wurde von den Kindern nicht gemieden und auch nicht mehr als üblich geschnitten, ausgelacht oder herumgestoßen. Da ich eher zurückhaltend und von schwacher Statur war, mied ich Konflikte von selbst, aber genau das hätte zu einer noch größeren Ablehnung führen können. Uns half es, dass die Litauer in der Nachkriegszeit die Deutschen keineswegs negativ bewerteten, sondern als Leidengenossen betrachteten. Wir selbst kehrten nirgends das Deutsche hervor. Zwar verheimlichten meine Eltern ihre Herkunft und ihren Aufenthalt in Deutschland nicht, aber darüber hinaus bemühten sie sich sehr, genau wie die Litauer zu erscheinen und sich patriotisch zu geben. Ich denke, dass der Vorname „Algimantas“ meiner zwei Brüder damit was zu tun hat („Algimantas“ ist auch der Titel eines romantischen Romans von Pietaris aus dem 19. Jahrhundert über die Gründung des litauischen Staates im 13. Jahrhundert). Der Name signalisiert die Anpasstheit und die Bemühung, unsere Lituanisierung zu betonen.

In meiner Schulzeit half mir außerdem der Umstand, dass ich Sohn eines Schmiedes war, denn der Schmied übte in der Dorfgesellschaft eine wichtige Funktion aus und wurde in der Regel hoch geachtet. In der litauischen Folklore sind Müller und Schmiede Personen, die Verbindungen zur Unterwelt halten, als Mittler zur Welt der Geister auftreten und Geheimnisse in sich bergen. In der Nachkriegszeit wurden noch gerne Märchen und Sagen bei Zusammenkünften erzählt, die wir Kinder als wahr empfanden. Dann saß ich auf der Bank mit groß aufgerissenen Augen und wagte nicht, meine Füße runter zu lassen, denn dort in der Dunkelheit könnten die Geister sitzen.

In der Grundschulzeit fing man auf dem Lande an, Filme zu zeigen. Strom gab es damals noch nicht, aber man behalf sich mit einem Generator, getrieben von einem Motor. Die Filmleute kamen mit ihrer Vorrichtung nur selten zu uns, deshalb war es jedes Mal ein großes Ereignis, auch wenn jedes Auswechseln der Filmrollen eine Pause zur Folge hatte und die Laufgeschwindigkeit der Filme ständig schwankte. Wir empfanden die Filme als ein Wunder der modernen Welt. In der Regel wurden sowjetische Kriegsfilm gezeigt, in denen die tapferen sowjetischen Soldaten stets gewannen, sich edel benahmten und die bösen Faschisten töteten. Ein Mal wurde in einem anderen größeren Kirchdorf, in Sasnava, der amerikanische Tarzan-Film gezeigt. Ich durfte mit der Familie der Tante Kremer dort hinfahren. Danach spielten wir monatelang nur noch Tarzan. Die Filme waren auf Russisch und wir verstanden nicht alles, aber sie hatten eine so primitive Handlung, dass es auch so ging. Lediglich ein Film über die sowjetlitauische Partisanin Marytė Melnikaitė wurde auf Litauisch gezeigt.

Nach dem Krieg fand man immer wieder versteckte Waffen und Munition. Vor allem auf die Munition waren wir Kinder wegen des Schießpulvers scharf. Es gab hin und wieder Unfälle, wenn Kinder gefundene Patronen ins Feuer warfen. Als Sohn eines Schmiedes lernte ich die Patronen aufzumachen und das Schießpulver herauszunehmen, das ich dann in der Schule in kleinen Mengen verkaufte. Ein Mal fand ich in unserer Scheune unter einem Stein einen Revolver, in einem Öllappen gut eingewickelt. Ich habe ihn meinem Vater gegeben, aber ich erinnere mich nicht, was er damit gemacht hat. Vermutlich hat er ihn schleunigst vernichtet, denn man durfte auf keinen Fall eine Waffe zu Hause besitzen und das Abgeben an die Miliz hätte nur Ärger eingebracht.

Im Kindersanatorium

Nach dem Abschluss der Grundschule verbrachte ich ein Schuljahr in einem Kindersanatorium. Man kann vieles gegen die Sowjetunion vorbringen, jedoch auf dem sozialen und medizinischen Gebiet hat sie einiges verbessert. Das Schulsystem wurde ausgebaut und jedem zugänglich gemacht. In allen größeren Ortschaften wurden Ambulanzen mit je einem Arzt und Zahnarzt eingerichtet, das Krankenhauswesen stark verbessert. Alle wurden kostenlos behandelt (aber man musste die Ärzte und Pfleger „schmieren“, wenn man eine bessere Versorgung haben wollte). In diesem Zusammenhang wurden auch Kindersanatorien mit regulärem Schulbetrieb eingerichtet. Meine Mutter war sehr dahinter her, mich gesundheitlich zu stärken. Mit Unterstützung der neu berufenen Dorfärztin gelang es ihr, mich für ein Kindersanatorium anzumelden. Dort verbrachte ich das ganze 5. Schuljahr. Das Kindersanatorium war in einem großen herrschaftlichen Anwesen auf dem Hochufer der Memel kurz vor Kaunas untergebracht. Rings herum gab es herrliche Fichtenwälder. Hier hatten wir nicht nur eine hervorragende medizinische Betreuung und gute Sportmöglichkeiten, sondern bekamen auch hervorragendes Essen. Die Unterbringung hatte das Flair eines Krankenhauses: Wir lagen zu zehnt in einem Raum und jeder bekam ein weiß bezogenes Bett. Jeder Morgen, auch im Winter, fing mit Gymnastik und Waldlauf an. Als ich zu diesem Sanatorium gebracht wurde, habe ich beim Abschied von den Eltern geweint, und als ich das Sanatorium wieder verlassen musste, weinte ich wieder, weil es mir dort so gut gefallen hat. Die vielen Kinder, eine tolle Gemeinschaft, nette Lehrer und die vielen Spielmöglichkeiten faszinierten mich. Hier brauchte man auch nicht zu arbeiten, was zu Hause unumgänglich war.

Kaum aus dem Winterurlaub ins Sanatorium zurückgekehrt, erkrankte ich schwer an Scharlach. Ich wurde unter Quarantäne gestellt, kein Kind durfte mich besuchen. Das Fieber wollte nicht sinken, so dass die Ärzte mich ins

Krankenhaus nach Kaunas bringen wollten. Um mich an die Autostraße zu bringen, musste man mich über die gefrorene Memel tragen. Aber wegen schlechter Wegverhältnisse kam der herbeigerufene Krankenwagen nicht an. Also brachte man mich wieder zurück und kurierte mich im Sanatorium aus. Ich war sehr lange krank, an die vier Wochen. Schließlich war auch diese Krankheit überstanden und ich konnte wieder die Schule besuchen. Schnell holte ich das Versäumte nach. In Erinnerung geblieben ist mir besonders die Schneeschmelze im Frühjahr und das Aufbrechen des Eises auf der Memel, die nicht minder mächtig ist wie der Rhein. Bei der Schneeschmelze stieg das Wasser der Memel um einige Meter an und überschwemmte das breite Tal, das sich der Fluss beiderseits durch die Jahrhunderte hindurch gegraben hat. Zugleich führte die Memel riesige Eisschollen. Das Aufbrechen des Eises donnerte wie Kanonenschüsse. Wochenlang hörte man das Aufeinander-schieben und -stoßen der Eisschollen. Es war ein unvergessliches Naturerleben. In den folgenden Jahren wurde die Memel an dieser Stelle gestaut und es entstand dort ein riesiger Stausee, so dass heute solche Naturerlebnisse in der Gegend wohl nicht mehr möglich sind.

Kinderspiele und Landarbeit

Zurückgekehrt aus dem Sanatorium zählte ich schon zu den älteren Schülern und auch zu Hause war ich fortan „ein Großer“. Mein Vater überließ mir sein Fahrrad und sobald ich über die Stange kam, konnte ich mit dem Fahrrad in den trockeneren Monaten zur Schule oder zu Freunden fahren. Die Kinder der Einzelhöfe trafen sich an den Sonntagen (sonst musste man arbeiten) und spielten verschiedene Spiele. Wenn man weit von einander wohnt und kein Telefon besitzt, ist es nicht einfach, sich zum Spielen zu verabreden. So wohnte mein bester Schulfreund Vytas Akelaitis über einen Kilometer weiter. Schon im Voraus machten wir unsere Treffpunkte aus. Im Winter wurde gerodelt, mit den Skiern die größeren Hügeln heruntergefahren und große Schlachten mit Schneebällen geführt, wobei wir riesige Schneewälle auftürmten und regelrechte Barrikaden aufstellten. Oder wir bauten in den riesigen Kolchosscheunen im Heu und Stroh Tunnel, was nicht ungefährlich war, denn gelegentlich brachen die Höhlungen ein. Aber wir blieben von solchen Unfällen verschont. Im Sommer gingen wir gelegentlich mit Kartoffelkörben in den Teichen Fische fangen. Viel haben wir nie gefangen, nur ab und zu größere Karpfen geholt. Im Frühjahr sonnten sich die Hechte in den größeren Bächen. Manche Kinder zeigten viel Geduld und spießten diese mit Hechtharpunen auf. Ein Mal hat mich der ältere Cousin Eduard Kremer, der einige Kilometer von uns auf einem großen Hof oberhalb der Šešupė (Scheschupe) wohnte, zum Fischfang mit

den Händen mitgenommen. Er war am Fluss aufgewachsen und kannte sich gut aus, wie man Fische, die sich unter den Steinen aufhielten, mit Händen aufgreift. Aber nicht lange danach wurde auch dort ein Stausee gebaut. Als wir ihn im nächsten Jahr wieder besuchten, konnte man auf diese Weise keinen Fisch mehr fangen. Die sowjetische Macht war bemüht, das Land zu elektrifizieren und bald entstanden kleinere und größere Stauseen im ganzen Land. Neben Fangen und Verstecken spielten wir alle möglichen Kriegsspiele, jagten hinter Schmetterlingen her, suchten Vogelnester auf, wobei wir nur die Raben- und die Habichtnester zerstörten, stauten Wasser, kannten alle Wasserquellen, fingen Egel und brachten diese um. An Natur fehlte es ja bei uns nicht.

Aber im Vordergrund stand nicht das Spielen, sondern die Arbeit. Auf dem Hof gab es genug zu tun. Die Kolchosbauern bewirtschafteten damals noch recht rückständig mit Pflug und Pferd ihre kleinen Flächen, die sie privat bearbeiten durften. Knechte und Mägde, wie früher, gab es nicht mehr. Also mussten die Kinder mit anpacken, zuerst leichtere, mit den Jahren auch schwerere Arbeiten. Jäten gehörte noch zu den leichteren Aufgaben. Das stundenlange Jäten in gebückter Haltung ruinierte den Rücken. Man brachte den Mist aus den Ställen mit Pferdewagen auf die Felder. Vor allem das Beladen des Wagens mit Mist war eine harte Arbeit für starke Männer. Wir Heranwachsende und die Frauen hatten dann den angekarteten Mist auf dem Feld mit großen Mistgabeln zu verteilen, was nicht minder schweißtreibend war. Und auch das Einbringen von Heu und Getreide geschah mit viel Muskelkraft. Tiere füttern und sie auf der Weide versetzen oder überwachen gehörte auch zu den Arbeiten älterer Kinder.

Auf den Kolchosen fehlten Arbeitskräfte, vor allem zur Saat- und Erntezeit. Dann wurden alle Schulen und Betriebe zur Landarbeit verpflichtet. Die höheren Klassen wurden für eine Woche und länger auf die Felder geschickt und mussten mithelfen. Darüber hinaus wurden die Kinder zwar nicht ausdrücklich zur Mitarbeit gezwungen, aber wenn sie bereit waren, mit ihren Eltern mitzuarbeiten, wurde auch ihnen die geleisteten Arbeitstage aufgeschrieben und man bekam dafür im nächsten Jahr gemeinsam mit der Familie die Entlohnung. Meine Mutter hatte in einem Jahr für die Kolchose ein großes Feld mit Rüben übernommen. Der Vorteil dabei war, dass das Feld in der Nähe lag, sie ihre Arbeit frei einteilen konnte und sie von anderen Arbeiten in der Kolchose befreit war. Aber sie konnte unmöglich das recht große Feld alleine bewältigen. Also arbeitete die ganze Familie mit.

In diesem Zusammenhang ist es hier angebracht, ein wenig ausführlicher über die Kolchosen zu schreiben. Es gab zwei Formen landwirtschaftlicher Genos-

senschaften in der Sowjetunion: die Sowchosen und Kolchosen. Die Sowchosen waren Staatsbetriebe, die vor allem auf ehemals großen, konfiszierten Gütern und in den besetzten Gebieten wie im Königsberger Gebiet und im Memelland eingerichtet wurden. Hierbei wurde die Verwaltung von oben eingesetzt, Arbeiter verpflichtet und in der Regel in Geld entlohnt. Kolchosen waren dagegen äußerlich gesehene freiwillige Genossenschaften: Die ehemaligen Besitzer bewirtschafteten ihren gemeinsamen Besitz. Sie wählten den Kolchosvorsitzenden und die Brigadiere und bestimmten selbst die Höhe der Entlohnung. Allerdings war das alles nur Theorie, denn in Wirklichkeit schlossen sich die Bauern nur unter Zwang zusammen und die Kolchosvorsitzenden wurden zumindest am Anfang von oben eingesetzt. Immerhin besaßen die Kolchosbauern bei guter Leitung mehr Einfluss als in den Sowchosen. Vor allem in der Kollektivierungszeit haben die Kolchosbauern die Arbeit in der Kolchose boykottiert bzw. sie arbeiteten nur sehr unwillig. Mit der Zeit merkten sie allerdings, dass man in einer gut geführten Kolchose auch mehr verdienen kann. Die meisten Kolchosen darbtten aber noch lange Zeit. Die Arbeit wurde vordergründig nach der Leistung bezahlt: für so und so viele Arbeitstage bekam man eine bestimmte Menge an Getreide und Zucker zugeteilt, ein Teil wurde in Geld ausgezahlt. Die Arbeitstage wurden von den Brigadiers aufgeschrieben, wobei man natürlich viel schummeln und die Arbeitsleistung zu seinen eigenen Gunsten gestalten konnte. Richtig gearbeitet wurde nur auf der kleinen privaten Fläche. Auf den Kolchosfeldern dagegen wurde nur soviel getan, wie die Vorgesetzten aufpassten. Mein Vater hatte es insoweit besser, als er seine Arbeitszeiten selbst festlegen und eintragen konnte. Schummeln lohnte sich bei ihm nicht, denn es gab genügend Arbeit und wenn er sie liegen ließ, dann musste er schließlich am nächsten Tag umso mehr arbeiten. Er verdiente nebenbei auch privat, denn weit und breit war er der einzige Schmied. Allerdings war mein Vater nie geschäftstüchtig und es fiel ihm schwer, für seine Leistung eine entsprechende Entlohnung zu verlangen. Schwierigkeiten gab es immer wieder bei der Zuteilung von Kohle und Metallen, die in der Nachkriegszeit rar waren. Aber das war die Sorge der Kolchosleitung und nicht seine. Natürlich hat er dann mit den zugeteilten Kohlerationen und Metallen auch die Privataufträge ausgeführt, allerdings mit Vorsicht und nur bei kleineren Aufträgen. Mein Vater hat gerne in der Schmiede gearbeitet. Er war selten allein, denn wenn jemand ihm Arbeit mitbrachte, musste er auch aushelfen: das Gebläse betätigen, die Pferdehufe festhalten usw. In der Schmiede wurden auch Dorfneuheiten und Klatsch erzählt und Witze gerissen. Und wo Männer zusammenkamen, trank man natürlich auch ein Gläschen, wobei mein Vater während der Arbeit selten mit trank. Ich hielt mich gerne in der Schmiede auf. Dennoch hat mich

mein Vater nie aufgefordert, diesen Beruf zu ergreifen. Von Anfang an war es klar, dass ich versuchen sollte, eine bessere Ausbildung anzustreben.

Bücher, Religion, Feste

Wie meine Mutter, habe ich von klein auf sehr gerne gelesen. Das Lesen war für uns die einzige Öffnung zur Welt, denn andere Medien gab es damals bei uns nicht. Wir übernahmen auf dem Hof von den Vorbesitzern ein ganzes Regal mit Büchern und Zeitschriften aus der Vorkriegszeit. Darüber hinaus sammelte meine Mutter Bücher von Nachbarn, meistens allerdings seichtere Romane. Der Vorkriegsliteratur konnte ich entnehmen, was in der Sowjetzeit überhaupt nicht angesprochen werden durfte, z. B. religiöse oder vorkriegspolitische Themen oder die litauische Unabhängigkeit, die nach 1940 als Zweck zur Ausbeutung der arbeitenden Klasse dargestellt wurde. Wir liehen uns auch Bücher aus der öffentlichen Bücherei aus, die im Kirchdorf eingerichtet war. Zum größten Teil waren das allerdings Bücher für Erwachsene. Aber auch diese las ich. An Kinderliteratur besaßen wir nur wenige Abenteuerromane aus der Vorkriegszeit, die ich im Laufe der Jahre immer wieder aufs Neue las. Anfang der fünfziger Jahre wurde jedem Kolchosbauer nahe gelegt, wenigstens eine Zeitung zu beziehen. So bestellten auch wir die Regionalzeitung. Dort wurden auch ganze Romane in Folgen veröffentlicht, die ich mir sorgsam herauschnitt und aufhob. Eine kurze Zeit, so um 1951, wurde bei uns im Haus eine Bibliotheksfiliale eingerichtet, die aber bald aufgegeben wurde. Die Bücher dieser Zwergbibliothek verblieben bei uns. Die Bibliothekarin übte zugleich die Funktion einer Kultur- oder Sozialarbeiterin aus. Mit uns Kindern führte sie sogar Theaterspiele auf, irgendein Märchen, wobei ich als ein Mädchen auftrat. Das war die einzige Theaterrolle in meinem Leben. Als junger Mensch glaubt man natürlich, was in den Büchern steht oder was die Erzieher sagen. Die sowjetischen Bücher priesen den Sozialismus und stellten ihre Helden als die ehrlichsten und besten Menschen dar. Die meisten damaligen Romane handelten noch vom Krieg in der üblichen Schwarzweißmalerei: die guten Sowjets und die bösen Deutschen. Ich habe mich keineswegs als Deutscher gesehen, sonst hätte ich alle diese Romane nicht lesen können. Natürlich stand ich beim Lesen auf der Seite der Guten, also der Sowjets. Zwar wussten wir Kinder von den Eltern, dass in den Büchern und Zeitungen viel gelogen wird, dennoch begeisterten wir uns für die hehren Ziele des Sozialismus. Ich wäre gerne den Pionieren beigetreten, aber die Eltern erlaubten mir das nicht. Ich schloss mich lediglich der Gruppe der Anhänger von Mičurin (ein russischer Botaniker, der widerstandsfähige Pflanzen züchtete und der Gartenarbeit huldigte) an, bekam mein Beet hinter dem Schulhaus und hatte neben den vie-

len Arbeiten auf dem Hof auch noch diese Last. Natürlich wurde nie viel daraus, denn in den Schulferien kam ich nicht dazu, dort öfters vorbeizukommen, so dass die Ernte auch dem entsprechend ausfiel.

Unsere Konfessionszugehörigkeit spielte nach 1945 keine größere Rolle mehr, oder nur noch eine geringe. Natürlich wussten alle, dass wir evangelisch waren, aber da weit und breit keine evangelische Gemeinde bestand, konnten wir unsere Religiosität kaum ausüben. An den Sonntagen durfte ich der Familie aus den alten evangelischen Kirchenbüchern Predigten vorlesen. Diese waren noch in der gotischen Schrift gedruckt, die ich aber schnell lesen lernte. Zu großen Feiertagen gingen wir manchmal in die katholische Kirche nach Šunskai, wenn auch nicht sehr oft. Nur für die Taufe der Kinder wurde der katholische Ortspfarrer herangezogen. Alle drei jüngeren Geschwister wurden in der katholischen Kirche von Šunskai getauft. Der katholische Ortspfarrer war uns wohlgesonnen und besuchte uns während seiner alljährlichen Visitationen bei den Gläubigen, wobei er auch von uns Geschenke und Gaben erhielt. In Litauen gab es noch die Sitte, dass der Pfarrer vor Weihnachten alle Gläubigen reihum aufsuchte, die Kinder Gebete aufsagen ließ, die Erwachsenen nach ihrem Glauben befragte, anschließend das Haus segnete und die geweihten Oblaten für das Weihnachtsfest austeilte. Auch an uns gab er die geweihten Oblaten und wir revanchierten uns mit einer besonders großen Gabe in Geld, Getreide und Fleisch. Die lutherischen Gemeinden in Suvalkija hatten mit der Auswanderung der Deutschstämmigen 1941 aufgehört zu existieren, denn in Litauen verblieben von den 32 Pfarrern nur noch sechs. Nach 1945 war es unter der rigiden und religionsfeindlichen sowjetischen Gesetzgebung fast unmöglich, eine Gemeinde neu zu gründen oder sie wieder ins Leben zu rufen. Nur ein einziges Mal - so um 1955 - haben wir einen evangelischen Gottesdienst besuchen können. Einer der sechs damals in Litauen verbliebenen lutherischen Pfarrer hielt auf einem Bauernhof einen Gottesdienst, wobei er zugleich auch Kinder taufte und konfirmierte. Dabei wurde auch mein Cousin Gustel Hering (Gustelis Ēringis) ohne jegliche Vorbereitung konfirmiert. Mehr als das Vaterunser kannte er nicht. Der Gottesdienst war zugleich ein großes Fest, denn mindestens zweihundert Evangelische aus ganz Suvalkija kamen zusammen.

Da das Dorf noch keinen Stromanschluss hatte und es somit hier weder Fernsehen noch Radio gab, besuchten sich die Nachbarn gerne untereinander. Es wurde oft gefeiert. Besonders bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen kamen alle Nachbarn und Verwandten von nah und fern zusammen und dann wurde tatsächlich bis zu drei Tagen gefeiert. Ein solches großes Fest war die Taufe meiner Schwester Irmgard bzw. damals Irma, des Nesthäkchens, die

1956 geboren wurde. Hunderte von Menschen nahmen teil, bezahlte Köchinnen und Helferinnen hatten schon Tage im Voraus vorgekocht und vorgebacken, Bier und Schnaps zu Hause gebraut. Eine Brička, ein zweispänniger Wagen, wurde irgendwo aufgetrieben, die die Eltern und die Taufpaten mit dem Neugeborenen in die Kirche nach Šunskai brachte. Das Fest zog sich über drei Tage hin, es wurde gesungen, getanzt und Unmengen getrunken. In Litauen ist der Brauch der „talka“ noch lebendig, wobei sich die Nachbarn gegenseitig aushelfen, größere Arbeiten, vor allem die Heu- und Getreideernte, gemeinsam erledigen und anschließend auch gemeinsam feiern. Die Litauer trinken und singen gerne. Als ich sieben oder acht Jahre alt war, lebte eine Zeit lang eine Cousine bei uns, die sehr gerne sang und auch mich zum Mitsingen anhielt. Dabei war bei uns zu Hause Gesang verpönt, weil bei den Evangelischen nur Kirchenlieder gesungen werden durften. Aber wenn die Nachbarn mitfeierten, fehlten die Lieder natürlich nicht. Die jungen Evangelischen hielten sich allerdings nicht mehr an die alten Sitten, die insgesamt nach dem Krieg Auflösungserscheinungen zeigten. Vor dem Krieg ging man nur selten eine konfessionelle Mischehe ein, doch danach achtete man überhaupt nicht mehr auf konfessionelle Unterschiede.

Verwandtschaft

1945 war die ganze Sippe der Andrutal nach Litauen zurückgekehrt, alle vier Schwestern und sogar die Frau des Bruders mit ihrem schwerbehinderten Sohn. Die Familie Hering wohnte bei uns in der Nähe, ca. 300 m weiter auf dem nächsten Anwesen, so dass deren Kinder Wanda und Alwin für mich zugleich die häufigsten Spielkameraden waren. Eine Zeitlang übernahm die Tante Elma die Geflügelzucht der Kolchose. Auf ihrem großen Hof wimmelte es von Hühnern und Küken. Um 1954 zogen sie auf einen anderen Hof einen Kilometer weiter. Der älteste der Herings, Gustel, arbeitete seit seinem 14. Lebensjahr als Kuhhirte in der Kolchose und lebte den Sommer lang bei den Kühen in einem Wohnwagen auf den Wiesen. Gelegentlich besuchten wir ihn und hatten unseren Spaß, am Feuer zu sitzen und Kartoffeln zu braten. Ich ging gerne zu den Herings hinüber, denn die Tante war ein fröhlicher und unkomplizierter Mensch, die auf uns Kinder keinen Druck ausübte und uns gewähren ließ. Bei uns konnte es dagegen geschehen, dass meine Mutter mit einer Aufgabe anrückte, wenn wir mitten im Spiel waren. Die Tante Olga Kremer mit ihren zwei schon größeren Kindern (ihr Mann war früh gestorben) wohnte ca. fünf Kilometer entfernt in einem Hof an der Šešupė. Wir besuchten sie nicht sehr oft, denn dazu mussten wir den Fluss überqueren. Dort gab es nur einen behelfsmäßigen Steg ohne Handlauf, der vor allem bei der Schmelze im Früh-

jahr immer wieder zerstört wurde. Manchmal musste man auch durch den Fluss waten. Martha Butschenski, ihr Mann und ihre drei Kinder wohnten gute 15 km weiter im Wald bei Kazlų Rūda. Wir besuchten sie nur selten, meist nur zur Zeit der Blaubeerernte, denn dort in den großen Fichtenwäldern wuchsen prächtige Blaubeeren und natürlich auch Pilze. Dort gab es auch sehr viele Blindschleichen und Kreuzottern, so dass es nicht ratsam war, barfuß herumzulaufen. Ein Besuch dorthin war für uns Kinder ein Großereignis, denn man musste stundenlang mit dem Leiterwagen fahren. Der Boden dort war sehr sandig und man lebte mehr oder weniger vom Wald. Eine Schmalspurbahn zum Abtransport der Bäume und des Torfes ging direkt an deren Grundstück vorbei. Mein Vetter Richard konnte allein vom Abhören der Gleise das Ankommen des Zuges auf die Minute genau voraussagen. Bei einem wilden Spiel traf er meine Lippe mit einer Lanze so unglücklich, dass sie einen tiefen Riss bekam. Ich konnte eine Zeitlang nur unter großen Schmerzen essen. Auch jetzt noch ist die Narbe zu sehen. Gelegentlich besuchten wir auch entfernte Verwandte in Kaunas, das Ehepaar Urbutis. Die Frau war die Schwägerin von Adolf Hermann, der eine Polin geheiratet hatte und nach dem Krieg als Architekt in Polen lebte. Ich bin wohl zwei oder drei Mal nach Kaunas mitgenommen worden. Für uns war das jeweils eine weite Reise, denn man musste zuerst ca. 8-10 km bis zum Bahnhof gehen oder fahren und dann noch 50 km mit dem Zug fahren. Für mich als Dorfkind war die Stadt etwas Schönes und Neues, aber zugleich auch Beängstigendes. Ein Mal haben wir auch Onkel Richard in Memel besucht, wo ich zum ersten Mal die Ostsee sah. Nach 1953 kamen die „Richards“ im Sommer regelmäßig zu uns und verbrachten bei uns stets etwa zwei Wochen, die für seine Familie auch Urlaub waren. Cousin Alfred war damals noch klein, auf dem Land unerfahren, auch ein wenig verwöhnt, so dass wir Dorfkindern ihn auslachten und hänselten. Wir liefen den Sommer lang barfuß und nackt, aber er hatte empfindliche Haut und obendrein das Talent, sich ständig zu verletzen.

Der Alltag

Wir waren Selbstversorger. Nur ganz selten kauften wir zusätzlich Brot in dem einzigen Geschäft in Šunskai, wo es nicht einmal eine Kneipe gab. Unser Brot wurde zu Hause alle drei bis vier Wochen im großen Backofen in großen Laiben gebacken. Das Backen war eine fast heilige Handlung. Der Teig musste in einem großen Trog „gehen“, danach wurde der große Backofen angeheizt und wenn genügend Glut entstanden war, wurden die Laibe auf einer Farnunterlage herein geschoben. Das Brot wurde bereits nach einer Woche immer härter, so dass unsere arme Oma, die nach einer Erkrankung alle Zähne verloren hatte

(der Vater hat sie alle mit der Zange gezogen), das Brot ins Wasser legen musste, bevor sie es essen konnte. Das Getreide wurde noch bis Mitte der fünfziger Jahre in der Windmühle ganz nahe bei unserem Kirchdorf gemahlen. Diese Windmühle diente uns als Wahrzeichen, denn man sah sie von Weiten. Ich fuhr sehr gerne zur Mühle mit. Ihr Rattern begleitete mich auf dem Weg zur Schule, wenn wir dort vorbeikamen. Aber eines Tages wurde der Betrieb eingestellt. An den genauen Grund erinnere ich mich nicht, möglicherweise weil die Kolchosbauern immer weniger Getreide hatten oder weil man keine Ersatzteile mehr auftreiben konnte. Im Oktober oder November, wenn es kalt wurde, wurde ein Schwein geschlachtet, im Spätwinter meistens noch eins. Das Fleisch wurde sogleich zu Wurst, Schinken und Speckseiten verarbeitet und anschließend geräuchert, da wir keinen Kühlschrank hatten. Das Schlachten der Schweine war für uns ein Großereignis und an diesem Tag durfte ich nicht zur Schule gehen, denn man benötigte auch meine Kraft. Das Schwein wurde vom Vater mit einem großen Militärmesser abgestochen, und ich musste das arme Vieh festhalten. Das Blut wurde sogleich aufgefangen und anschließend zu Blutsuppe und Blutwurst verarbeitet. Bevor das tote Schwein auseinander genommen wurde, mussten noch die Borsten mit Strohfeuer abgebrannt werden, was zu meinen Aufgaben gehörte. Als Bauernjunge lernt man schon sehr früh, das Sterben der Tiere hinzunehmen. Meine Mutter wollte das Schlachten nie mit ansehen und erst wenn das Tier tot war, kam sie aus dem Haus. Bei der Schlachtung eines bestimmten Schweines verweigerte ich meine Hilfe beim Schlachten. Es war ein sehr zutrauliches Tier, mit dem ich sogar einige Kunststücke einstudiert hatte. Solang es klein war, lief es ständig hinter mir her. Nachdem es geschlachtet wurde, wollte ich mich nicht mehr mit der Dressur weiterer Schweine abgeben. Eine Zeitlang habe ich Kaninchen und Meerschweinchen gezüchtet. Ich besaß einen guten Rammeler, der bei anderen Kaninchenzüchtern heiß begehrt war und lieb ihn gelegentlich für die Zucht aus. Ich hatte in der Scheune einen großen Kaninchenstall eingerichtet, aber irgendwann haben sie sich ein Loch gegraben und sind alle weggelaufen und nie wieder aufgetaucht. Danach hatte ich keine Lust, weitere Kaninchen zu züchten, zumal dass mit viel Arbeit verbunden war und mir das Schlachten der Tiere nie Freude gemacht hatte, so dass ich stets zu viele Tiere besaß.

Das Lagern von Kartoffeln und Gemüse war problematisch, denn die Mäuse wollten auch ihren Anteil. In den Gemüsespeicher und in die Klétis drangen die Mäuse immer wieder ein. Deswegen hielten wir immer zwei oder drei Katzen, die große Jäger waren, vor allem ein alter mächtiger Kater, der auch Ratten fing. Da die Katzen nicht kastriert waren, gab es genügend Nachwuchs und ich musste immer wieder die überflüssigen Kätzchen in einem kleineren Teich,

der nur dafür benutzt wurde, ertränken. Hühner besaßen wir genug, auch Gänse, Enten und Puten, die im Sommer in der Umgebung frei liefen, dort Nester bauten und auch brüteten. Die Eier zu finden gehörte zu den Aufgaben der Kinder, was nicht immer einfach war. Man musste die Tiere regelrecht observieren und ihnen folgen, bis man das Nest fand. Die beiden Kühe (man durfte eigentlich nur eine Kuh pro Familie halten, aber da bei uns die Oma lebte, konnten wir als zwei Familien auftreten) gaben fleißig Milch, die gleich zu Butter, Käse und Molke verarbeitet wurde. Gelegentlich musste ich Butter schlagen, wozu zweierlei Geräte benutzt werden konnten: ein Butterfass zum Drehen und ein hoher, schmaler Butterbottich zum Stampfen. Die Wolle der Schafe wurde ebenso zu Hause verarbeitet. Im Winter wurde daraus gesponnen, gestrickt und Filzstiefel gemacht. Meine Mutter webte auch. Im Winter wurde ein großer Webstuhl in der einzigen warmen Stube aufgestellt, in der es auch so schon eng war. Nur das Nähen der Kleider wurde an einen Dorfschneider vergeben, aber die Stoffe lieferten wir selber, und die Schuhe wurden beim Schuster in Auftrag gegeben. Etwa ein Mal im Monat fuhren die Eltern zum Markt in die Stadt Marijampolė, die 1955 in Kapsukas nach einem litauischen Kommunisten aus dieser Gegend umbenannt wurde, da der Name der Marienstadt den Sowjets ein Dorn im Auge war. Gelegentlich durfte ich zum Markt mitfahren. Fast jeder Bauer hatte in der Stadt eine Unterkunftsmöglichkeit. Wir hielten Kontakt zu einer Familie mit zwei Töchtern in meinem Alter. Dort verkauften wir vor allem Butter und Fleisch, weniger Getreide, da wir davon nicht viel anbauen konnten. Nach dem Markt kauften wir die benötigten Waren in den Geschäften ein. Ein litauischer Markt von damals hatte wenig Gemeinsames mit einem deutschen Markt. Auf einem großen freien Platz verkauften die Bauern an bestimmten Markttagen aus dem offenen Wagen ihre Waren, darunter auch lebende Kleintiere. Die Preise wurden ausgehandelt. Obwohl die sowjetische Verwaltung versuchte, sie zu vereinheitlichen, hielt man sich nicht besonders daran. Dementsprechend unterschieden sich die Preise von Wagen zu Wagen und von einer Stunde zur anderen. Am Ende des Markttag wurde billiger verkauft, weil man die Waren nicht nach Hause zurückbringen wollte. Ein größerer Kauf, zum Beispiel der Kauf eines Ferkels, wurde anschließend vom Käufer und Verkäufer „begossen“. Für uns Kinder war das Wichtigste, nach dem Markt ein Eis aus Sahne zu schlecken, wie ich es sonst nirgends später bekommen habe. Oder eine Limonade zu trinken, die ich heute sicherlich nicht mehr in den Mund nehmen würde. Gerne kauften wir Weißbrot ein, das es bei uns zu Hause nicht gab, und eine Pferdewurst. Aber in der Regel durfte ich nicht mitfahren, denn der Markt fand an einem Werktag

statt. Dann brachten die Eltern uns Kindern stets „Hasengaben“ aus der Stadt mit, die sie irgendwo im Walde einem Hasen „abgenommen“ hatten.

Insgesamt gesehen gab es also nicht sehr viel Abwechslung und Zerstreung im Leben auf dem Land. Aber man hatte auch nicht sehr viel Freizeit, vor allem nicht im Sommer. Es fehlte nicht an Arbeit und Widerrede wurde von meiner Mutter nicht geduldet. Manchmal musste man auch am Sonntag arbeiten, z. B. wenn in der Mahd- oder Erntezeit ein schöner Tag anbrach. Am schlimmsten war die Hast vor einem Gewitter, wenn man noch versuchte, möglichst viel Heu oder Getreide trocken in die Scheune zu bringen. Ich hatte eine furchtbare Angst vor Gewitter, möglicherweise verursacht durch die Bombardierungen in Deutschland. Ich versteckte mich dann am liebsten in der dunkelsten Ecke, bedeckte meinen Kopf mit Kissen und bibberte vor Angst. Die Gewitter fielen damals noch sehr heftig aus, mehrere große Bäume in der Umgebung unseres Hauses wurden dabei vom Blitz getroffen. Die Häuser besaßen keine Blitzableiter und es gab immer wieder Brände, ausgelöst vom Blitz. Erst hier in Deutschland hat sich meine Angst vor dem Gewitter gelegt. Trotz der vielen Arbeit fand ich zwischendurch Zeit zum Lesen, oder ich versteckte mich, wenn mir keine Arbeit im Voraus zugeteilt wurde. Versteckmöglichkeiten gab es auf so einem großen Areal in Hülle und Fülle. Ein gutes Versteck gab es im Garten in einem großen Flieder, in dessen Mitte ein großer Stein stand, von dem man den ganzen Hof gut überblicken konnte. Oder im hohlen Stamm einer Weide, in dem ohne weiteres drei Kinder Platz fanden. Sogar Ausgucklöcher hatte ich mir dort ausgeschnitten. Sehr gerne haben wir uns im Wäldchen am Bach aufgehalten und die vielen Wasserquellen erforscht.

Auf dem Gymnasium in Marijampolė

Im Mai 1957 schloss ich die siebenjährige Pflichtschule ab und bestand das Examen für den Besuch der Mittelschule, wie man in der Sowjetzeit das frühere Gymnasium nannte. Das bedeutete meinen Umzug in die Stadt Marijampolė bzw. damals Kapsukas, 10 km weiter, wo es zwei Mittelschulen gab. Sicherlich hätten es meine Eltern gerne gesehen, wenn ich die Mittelschule Nr.1. besucht hätte, die zugleich das bekannteste Gymnasium Litauens war, in der viele berühmte Persönlichkeiten die Schulbank gedrückt hatten. Aber ich wurde der Mittelschule Nr.2, dem ehemaligen Gymnasium der Marianer, zugeteilt, in die vorrangig die Kinder vom Lande aufgenommen wurden. Ich wohnte bei der bereits genannten Familie, die wir an den Markttagen besuchten, und hatte einen kurzen Weg zur Schule. Die Familie besaß nur eine kleine Zweizimmerwohnung, so dass ich lediglich ein Bett mein eigen nennen konnte. Ich lebte voll und ganz in der Familie. Dafür bezahlten die Eltern größtenteils in Natura-

lien und ergänzten damit den Haushalt der Witwe mit ihren zwei Töchtern. Der Mann war in der Nachkriegszeit in angetrunkenem Zustand von der Ladefläche eines Lastwagens gefallen, der zur Personenbeförderung benutzt wurde. Vor allem mit der älteren Tochter, Gražina, die in meinem Alter war, kam ich gut aus. Sie führte mich in das mir ungewohnte Stadtleben ein. Mit ihr habe ich noch lange Zeit Briefkontakt gehalten und später nach der Wende sie auch mehrmals in Vilnius, wo sie damals wohnte, besucht. 2004 ist sie zu ihrer Tochter nach Neuseeland ausgewandert. Es fiel mir nicht leicht, mich in der neuen Umgebung einzugewöhnen. Zum Glück ging auch mein bester Freund Vytas weiter auf die Schule. Er war der 1. Mittelschule zugeteilt worden und wohnte am anderen Ende der Stadt. Ich besuchte ihn öfters. Er hatte sich einer lose organisierten patriotischen Schülergruppe angeschlossen. Der bewaffnete Widerstand war schon längst aufgegeben worden, aber unter den höheren Schülern und Studenten fehlte es noch nicht an Bemühungen, mit kleinen, weitgehend harmlosen Aktionen wie Anbringung der litauischen Nationalfahne am Unabhängigkeitstag an einem Gebäude oder das Schmücken der Gräber ehemaliger Soldaten und Partisanen die Sowjetmacht zu ärgern. Vor dem Totensonntag am 3. November wurde durch Weitergabe von Mund zu Mund verabredet, sich in der Nacht auf dem Friedhof einzufinden und die alten Gräber der Soldaten aus den Unabhängigkeitskriegen 1919-1921 zu schmücken. Vytas hat auch mich überredet hinzugehen, obwohl ich einen großen Bammel davor hatte. Die Sowjetmacht fackelte nicht lange, wenn man jemanden dabei erwischte und schloss solche Schüler oder Studenten von der weiteren Ausbildung aus.

Marijampolė, die Hauptstadt von Suvalkija, war damals nach deutschen Maßstäben eine Kleinstadt mit 20.000 Einwohnern (heute 60.000). Außer einer großen Zuckerfabrik gab es hier nicht viel Industrie. Berühmt war sie lediglich wegen des Gymnasiums und des Klosters der Marianer. Immerhin gab es hier einen Markt, ein Krankenhaus, Ärzte und Apotheken und eine Garnison. Das Stadtbild selbst war damals noch wenig städtisch, bestehend aus größtenteils kleinen Holzhäuschen. Wie überall in den Städten und Städtchen hatten hier in der Vorkriegszeit viele Juden gelebt, die im Juli und August 1941 von Deutschen mit Unterstützung der Litauer umgebracht wurden. Ich kann mich nicht erinnern, dass nach dem Krieg noch über die Juden geredet wurde. Sie waren einfach vergessen bzw. man wollte sich nicht mehr an sie erinnern.

An jedem zweiten oder dritten Wochenende fuhr ich nach Hause. Solange das Wetter hielt, konnte ich den Weg mit dem Fahrrad gut bewältigen. Im November, als die vielen Regengüsse die Wege in Schlammbahnen verwandelten, machte die Fahrt keine große Freude mehr. Ich konnte am Samstag erst nach

der Schule aufbrechen und bei der kurzen Tagesdauer geriet man bald in die Dunkelheit hinein. In Šunskai führte der Weg direkt am Friedhof vorbei, an dem ich möglichst schnell und ohne hinzuschauen vorbeifuhr. Uns Kindern wurden so viele Schauergeschichten über wandelnde Tote und Irrlichter auf dem Friedhof erzählt, dass ich auch noch als älterer Schüler tatsächlich Respekt vor dem Friedhof hatte, vor allem in der Nacht.

Auf einem dieser Besuche Ende November 1957 teilten meine Eltern mir mit, dass wir die Genehmigung zur Ausreise nach Deutschland erhalten haben.

Die Umsiedlung in die Bundesrepublik

Meine Eltern waren bis zum Schluss staatenlos geblieben. Am Anfang war der staatenlose Zustand noch mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden: Man durfte den Kreis nicht verlassen und musste sich immer wieder bei der Miliz melden. Bald interessierte sich jedoch niemand mehr für uns und es gab auch keine Kontrollen mehr. Wir bekamen Ausweise für Staatenlose mit dem Eintrag, dass wir deutscher Nationalität sind. Ein solcher Zustand war natürlich auf Dauer nicht aufrecht zu erhalten, denn spätestens nach der Beendigung der Schule hätte zumindest ich die sowjetische Staatsangehörigkeit annehmen müssen. Die meisten der Deutschstämmigen hatten in der Zwischenzeit auch die sowjetische Staatsangehörigkeit angenommen.

Nachdem die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion 1955 wieder aufgenommen worden waren, schloss man 1957 einen Vertrag über die Freilassung aller ehemaligen deutschen Staatsangehörigen ab. Zu dieser Kategorie gehörten auch diejenigen Litauendeutschen, die bereits vor dem deutschen Angriff gegen die Sowjetunion die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten hatten. Sobald meine Eltern von diesem Vertrag hörten (ich weiß nicht wie, denn solche Verträge wurden in der sowjetischen Presse nicht zitiert), schrieben sie an die bundesdeutsche Botschaft und stellten einen Antrag auf die Ausreise. Da wir keine sowjetische Staatsangehörigkeit besaßen, gehörten wir zu den Ersten, die ausreisen durften, denn die anderen mussten noch auf die sowjetische Staatsangehörigkeit verzichten und höhere Bearbeitungsgebühren bezahlen. Die Ausreise musste innerhalb von zwei Monaten erfolgen, wir hatten folglich Zeit bis Ende Januar 1958.

Ich beendete noch die erste Hälfte des Schuljahrs 1957/58 und erhielt ein Zeugnis dafür. Die Noten waren passabel, nur in den Sprachen Russisch und dem Wahlfach Deutsch gab es ein „genügend“. Der Abschied von der Schule und meinen Freunden fiel mir schwer und ich war sehr traurig. Ich wollte überhaupt nicht ausreisen. Höchstwahrscheinlich haben meine Eltern gar nicht

geglaubt, dass sie so problemlos die Ausreiseerlaubnis bekommen würden. Jeder, der eine Möglichkeit hatte, die Sowjetunion zu verlassen, stellte einen Antrag dafür. Aber nicht jeder bekam die Genehmigung. Manche mussten Anträge immer wieder neu stellen, bis sie nach Jahren und sogar Jahrzehnten doch noch eine Genehmigung erhielten. Als ich schließlich Ende Dezember nach Hause kam, war man schon dabei, den Haushalt aufzulösen. Das ist bei einem Bauern keine so einfache Sache, denn darunter sind Tiere, vor allem so anhängliche wie Katzen und unser Hund, der besonders an meinem Bruder Alge hing, mit dem er praktisch aufgewachsen war. Zum Glück gehörte das Anwesen nicht uns. Die ganze Habe wurde mehr oder weniger verschenkt, denn man durfte kein Geld mitnehmen. Es waren lediglich zwei Koffer pro Person zugelassen. Auch die Zahl der Uhren wie auch der Schmuck war eingeschränkt. Meine wenigen persönlichen Habseligkeiten wie Ski und das Fahrrad verschenkte ich guten Freunden. Meine Abschiedstour bei den Freunden war eine höchsttraurige Angelegenheit. Die Eltern veranstalteten ein Abschiedsfest für die Nachbarn und Verwandten. Da wir wegen der Ausreise von allen beneidet wurden, konnte man natürlich keine Trauer zeigen. Aber ich denke, dass auch meinen Eltern die Ausreise schwer fiel, schließlich wussten wir so gut wie nichts von dem, was uns in der Bundesrepublik erwartete. Zwar pflegten meine Eltern Briefkontakt mit einigen Verwandten in Deutschland und erfuhren somit, dass dort alles besser als in Litauen sei, aber eine genauere Vorstellung hatten wir nicht. Für mich bedeutete die Ausreise, alles das zu verlassen, was ich bisher gekannt hatte.

Am 28. Januar 1958 bestiegen wir mit unseren wenigen Habseligkeiten den Zug in Marijampolė, wo wir noch ein Mal von einer großen Zahl von Bekannten und Verwandten unter Tränen verabschiedet wurden. In Minsk hatten wir Zeit, das letzte Geld auszugeben und kauften noch einige Uhren und Goldketten ein. Meine hier gekaufte Taschenuhr habe ich noch über dreißig Jahre lang getragen. An der Grenze in Brest wurden wir nur oberflächlich kontrolliert. So weit ich mich erinnere, wurde lediglich ein Koffer aufgemacht. In Berlin gab es einen längeren Aufenthalt. Wir wurden hier von der Bahnhofsmission betreut. Ich verstand kein Wort Deutsch und fühlte mich elend. Ich wagte nicht auch nur ein paar Schritte wegzugehen. Am nächsten Tag, dem 30. Januar, landeten wir im Durchgangslager Friedland bei Göttingen, das alle in Deutschland angekommenen „Heimkehrer“ durchlaufen mussten. Hier blieben wir ca. 10 Tage und bekamen die Ausweise (Personal- und Flüchtlingsausweis) sowie Geld für den Anfang. Da wir völlig unpassend für die bundesdeutschen Verhältnisse angezogen waren (Filzstiefel, Pelzjacken und Pelzmützen, alles neu, doch niemand trug das hier), erhielten wir in der Kleiderkammer des Lagers

neue Bekleidung, natürlich gebraucht. Und da wir kein festes Ziel angaben, wohin wir uns begeben wollten, hat uns die Lagerleitung nach Nordrhein-Westfalen ins Durchgangslager Rheine geschickt.

Das Lager in Rheine war früher eine große Kaserne. Wir erhielten einen Raum mit drei Doppelbetten aus Metall für sechs Personen. Das Essen konnten wir in der Lagerkantine einnehmen. Arbeiten brauchten meine Eltern vorerst nicht. Ich wurde gleich in die Volksschule geschickt, obwohl ich kein Wort Deutsch verstand. Zum Glück lernten wir im Lager bald einige Familien aus Litauen kennen. Sie waren praktisch die Einzigen, mit denen wir Kontakt hielten. Die Familien verbrachten die meiste Zeit miteinander, die Männer spielten Karten, wir Kinder tobten draußen, wo wir als Polacken beschimpft wurden, weil wir unter uns Litauisch sprachen. In der Schule kümmerte sich niemand um uns, obwohl in der Klasse etliche Lagerkinder waren, die gar nicht oder kaum Deutsch sprachen. Unser Klassenlehrer war ein dicker, alter Mann, der ständig Kautabak kaute und kein Interesse daran zeigte, Kinder zu unterrichten, zumindest nicht solche Kreaturen wie mich. Einmal wagte ich in der Pause einen Schneeball zu werfen und erhielt von ihm einen furchtbaren Hieb verpasst, begleitet von „Du Lümmel“. Das Wort gehörte zu den ersten in meinem deutschen Wortschatz. Immerhin lernten wir bald, uns auch außerhalb des Lagers zu bewegen, wenn ich auch noch lange nicht wagte, meinen Mund zu öffnen. Meine Mutter schickte mich gelegentlich zum Kiosk, um Kleinigkeiten einzukaufen, und musste mir die Worte vorsagen, die dazu nötig waren. Im Lager konnten wir sogar fernsehen, Kinder zahlten 10 Pfennig. Aber ich verstand so gut wie nichts, was dort gesprochen wurde. Sehr gerne gingen wir in einen kleinen Tierpark am anderen Ende der Stadt, der kostenlos war. Dort konnte ich wenigstens die Tiere ansprechen, die sich nicht vor meinem Litauisch versteckten.

Nach einigen Monaten wurde meinem Vater eine Arbeitsstelle in Wuppertal in einer Chemiefabrik angeboten, wohin er sich alleine begab. Im September 1958 zogen wir zu ihm, und erhielten für den Übergang zwei Zimmer in einer Holzbaracke. Ich wurde an der nächstliegenden Volksschule für die achte Klasse angemeldet. Hier traf ich auf bessere Lehrer, die sich bemühten, mir Deutsch beizubringen und mich zu integrieren. Der Lernstoff war für mich nicht schwer, aber da ich nur wenig verstand, fiel mir auch dieses nicht leicht. Aber die Klasse war ausgesprochen nett, ich wurde weder gemobbt noch ausgesondert. Man vergaß auch nicht, mich zu loben, wenn ich etwas verstanden hatte oder etwas besser wusste als manch ein anderer. Schon nach wenigen Monaten wurden wir in eine neu gebaute Siedlung für Flüchtlinge in Brandelle in Barmen-Langefeld eingewiesen, wo wir eine Zweizimmerwohnung er-

hielten. Ich wollte auf keinen Fall die Schule wechseln und fuhr jeden Tag mit der Straßenbahn durch die halbe Stadt zu der früheren Schule. Bei einem Klassenausflug nach Köln ging ich verloren. Vor der Rückreise ging ich auf dem Bahnhof auf die Toilette und habe wohl niemandem Bescheid gesagt. Bis ich eine Toilette fand und zurückkehrte, war der Zug mit meiner Klasse weg. Die Polizei brachte mich von Köln nach Wuppertal zurück. Ich habe mich furchtbar geschämt. Sicherlich hat der arme Lehrer Ärger deswegen bekommen, aber man machte mir keine Vorwürfe.

In dieser Zeit wurde ich für den Konfirmandenunterricht bei der Langefelder Gemeinde angemeldet. Wenn ich mich nicht täusche, musste man damals noch zwei Jahre lang den Konfirmandenunterricht besuchen, aber da ich schon älter war, kam ich gleich in die Abschlussstufe. Viel verstanden habe ich sowieso nicht. Damals gab es noch eine öffentliche Prüfung vor der Konfirmation. Der Pfarrer hat mir allerdings schon im Voraus gesagt, welche Fragen er an mich stellen werde und was ich ihm antworten sollte. Da unter den Konfirmanden einige Kinder aus Bramdelle waren, fühlte ich mich dort halbwegs wohl. An die Konfirmation selbst kann ich mich überhaupt nicht erinnern.

Im Frühjahr 1959 machte ich den Volksschulabschluss und wusste absolut nicht, wie es weiter gehen sollte. Mein Deutsch war noch immer nicht ausreichend, weiterführende Schulen nach dem Abschluss einer Volksschule gab es ja nicht, also blieb mir eigentlich nur eine Berufsausbildung übrig. Aber das reizte mich überhaupt nicht.

Im Litauischen Gymnasium in Hüttenfeld

Irgendwann lernten wir einen Exillitauer aus Münster kennen, der schon seit dem Krieg in Deutschland lebte. Er gab uns den Hinweis auf das Litauische Gymnasium in Hüttenfeld. Das erschien mir und meinen Eltern als das Sinnvollste und so setzten wir uns mit der Schule in Verbindung. Zum neuen Schuljahr 1959/60, das damals noch nach den Osterferien anfang, begab ich mich zu dieser Schule. Hüttenfeld liegt abseits aller Verbindungen, damals gab es nicht ein Mal eine Buslinie dorthin. Ich wusste auch nicht genau, wie man nach Hüttenfeld kommen konnte und landete schließlich in Lampertheim, 10 km von Hüttenfeld entfernt, und nicht in Hemsbach, von wo es nur 4 km zu Fuß sind. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit meinem Koffer zu Fuß loszuziehen, denn ich hatte noch keine Erfahrung mit dem Fahren per Anhalter. Aber gleich hinter dem Städtchen hielt ein Auto an und der Fahrer bot sich an, mich nach Hüttenfeld mitzunehmen. Im Schloss Rennhof, in dem das Internat untergebracht war, fragte ich in meinem Deutschkauderwelsch, ob hier das litauische Gymnasium sei und erhielt prompt eine bejahende Antwort auf Li-

tausch. Der Schüler der höheren Klasse, der mich in Empfang nahm, war Gerhard Bauer, der später Professor an der Bielefelder Fachhochschule wurde.

Das Litauische Gymnasium wurde 1951 von Exillitauern gegründet. 1944 waren über 50.000 Litauer aus Angst vor den Sowjets nach Deutschland geflohen. Sie richteten in den ersten Nachkriegsjahren in den westlichen Zonen etliche Schulen, Gymnasien und sogar eine baltische Universität ein. Die meisten von ihnen siedelten nach 1949 nach Übersee um, also nach Amerika und Australien. In Deutschland blieben nur noch ca. 10.000 Litauer übrig. Die in der Bundesrepublik gebliebenen litauischen Jugendlichen wurden in einem Gymnasium zusammengefasst. 1954 kaufte man in Hüttenfeld das Jagdschlösschen Rennhof, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom Bankier Rothschild in Frankfurt gebaut worden war. Man renovierte das Hauptgebäude ein wenig und stellte im großen Park zwei Baracken für die Schulräume und die Küche auf. Anfänglich gab es noch über 200 Schüler, doch als ich kam war die Zahl bereits auf 150 gesunken. Als ich dort 1966 Abitur machte, wurde sie von weniger als 100 Schülern besucht. Da die meisten Eltern der Schüler arm waren, lebte die Schule größtenteils von Spenden der Exillitauer aus Nordamerika. Das reichte gerade zum Überleben der Schule aus. Lange Zeit zahlten die meisten Schüler gar nichts, doch als ich anfang, wurde ein geringes Entgelt für das Internat erhoben. Auch meine Eltern verdienten damals sehr wenig, denn nur mein Vater arbeitete. Aber meine Mutter hat sich nie beklagt und das Geld für das Internat stets zusammen bekommen. Später erhielt ich eine kleine Unterstützung vom Lastenausgleichsamt. Dennoch bedeutete die lange Ausbildungszeit für meine Eltern eine große Belastung, die auch mich bedrückte. Ich habe mich deshalb immer bemüht, so wenig Geld wie möglich von meinen Eltern zu nehmen. Allerdings gab es in Hüttenfeld auch nicht viele Möglichkeiten, das Taschengeld auszugeben.

Die Lehrer verdienten in der Schule sehr wenig und speisten mit uns gemeinsam. Das Essen war recht dürrig: morgens Brot mit Margarine und Marmelade, mittags Kartoffeln mit knapp bemessenen Fleischportionen und Gemüse, meistens Kohl, und abends Brot mit Wurst, selten Käse. Aber an Idealismus fehlte es den damaligen Lehrern nicht. Man lebte mehr oder weniger in den alten Vorstellungen aus der Vorkriegszeit. Es herrschte eine recht strenge Zucht: christlich, fromm, patriotisch. Man erzog uns noch im Glauben, dass eines Tages alle nach Litauen zurückkehren werden. Da das Gymnasium damals noch nicht staatliche anerkannt, sondern nur genehmigt war, mussten die Abiturienten ein externes Abitur ablegen. Obwohl das Lernprogramm bereits dem deutschen Bildungssystem angepasst war, unterrichtete man in den unte-

ren Klassen in fast allen Fächern auf Litauisch. Erst in den letzten drei Jahren paukte man mächtig für das Abitur in der deutschen Sprache.

Der Schule war ein Internat angeschlossen, in dem die älteren Schüler auch ihre Schulaufgaben erledigen konnten. Nach dem Unterricht gab es eine zwei-stündliche Pause, danach folgten zwei Stunden und nach dem Abendessen noch eine Stunde Schulaufgabenvorbereitung. In den unteren Klassen half immer ein Lehrer bei den Schulaufgaben aus, die älteren Schüler bereiteten ihre Schulaufgaben selbständig vor. Nebenbeschäftigungen waren nur sehr begrenzt möglich. Die Schule selbst bot lediglich einen Chor und eine Volkstanzgruppe, was mir überhaupt nicht zusagte, da ich nicht musikalisch bin und für die Tanzgruppe zu klein geraten. Daneben wirkten auf freiwilliger Basis eine Pfadfindergruppe und konfessionelle Kreise. Man lebte weitgehend abgeschottet, fast wie in einem Ghetto. Das Dorf hatte damals vielleicht 500-1.000 Einwohner und bot außer zwei Gaststätten und einem Geschäft absolut gar nichts: Ein Kino gab es in vier Kilometern, ein Schwimmbad in fünf Kilometern, ein Theater in 15 Kilometer Entfernung in Mannheim, folglich unerreichbar, es sei denn ein Lehrer organisierte ein Auto oder einen Kleinbus. Der nächste Arzt befand sich im vier Kilometer weiter gelegenen Hemsbach. In der ersten Zeit meines Aufenthaltes sprachen die Schüler im Gymnasium unter sich noch alle Litauisch. Erst in den sechziger Jahren hörte man auch außerhalb des Unterrichts immer mehr Deutsch. So war es für mich einerseits eine Erleichterung, dass ich wieder auf Litauisch sprechen konnte und darin sogar Vorteile hatte, doch andererseits verbesserten sich meine deutschen Sprachkenntnisse nur sehr langsam und ich lernte eigentlich nie ein fehler- und akzentfreies Deutsch. Aber das alles spielte damals für mich keine entscheidende Rolle, denn ich sah nur in dieser Schule meine einzige Möglichkeit, mich weiterbilden zu können.

Da ich bisher kein Englisch und Latein hatte, wurde ich in die achte Klasse bzw. in das vierte Schuljahr des Gymnasiums eingeteilt. Damit war ich wohl der älteste Schüler meiner Klasse, was aber wegen meiner schwächtigen Statur kaum auffiel. Ich integrierte mich in der Klasse und auch im Internat integrierte ich mich recht schnell, denn ich brachte schließlich Internatserfahrungen aus Litauen mit. In den ersten zwei Jahren wohnte ich mit fünf anderen Schülern in einem Raum mit drei Metalldoppelbetten. Darüber hinaus stand jedem von uns ein Schrank zur Verfügung. Die Schulaufgabenvorbereitung fand unter der Aufsicht eines Lehrers im Klassenraum statt. Man lebte sehr ärmlich und sehr beengt, dennoch war in diesen Jahren die Stimmung untereinander noch gut. Als Internatsleiter wirkte zu meiner Zeit Tautvydas Gailius, ein Schrank von einem Mann und ein begeisterter Sportler, der Sport und Englisch unterrichtete-

te. Daher wurde in der freien Zeit viel Basketball und Fußball gespielt. Basketball war natürlich für meine Größe keine geeignete Sportart, aber Fußball erlernte ich recht schnell, zumindest soviel, dass ich als elfter Mann für die Schulmannschaft gebraucht wurde. Mit meinen Kameraden wanderte ich gerne in der Umgebung und beobachtete Tiere und Vögel. In den ersten Jahren meines Aufenthaltes im Gymnasium konnte man im Flüsschen Weschnitz noch Fische fangen, bis man es wegen häufiger Überschwemmungen kanalisierte, mit dem Ergebnis, dass in der Folgezeit dort nie mehr ein Fisch vorkam. Mit dem Unterricht kam ich ganz gut zurecht, außer in Englisch. In den unteren Klassen unterrichtete uns als Englischlehrer ein uralter Engländer, Cumming, der aber im zaristischen Petersburg aufgewachsen war. Er war sicherlich ein guter Mensch, aber völlig außerstande, Sprachkenntnisse zu vermitteln. Da ich ohne Englischvorkenntnisse ins Gymnasium kam, hatte ich bereits drei Jahre nachzuholen, jedoch lernte ich bei diesem Lehrer so gut wie nichts. Drei Jahre unterrichtete er uns, und als wir in der elften Klasse endlich einen jungen Englischlehrer bekamen, wurden meine schlechten Kenntnisse offenbar. Die anderen Fächer bereiteten mir keine Probleme, zumal dort die Lehrer mehr vom Fach verstanden.

Das Internatsleben

Am wohlsten habe ich mich in der zehnten Klasse gefühlt, die als Abschluss der mittleren Reife galt. Wir waren 9 Jungs und 6 Mädchen in der Klasse und kamen gut miteinander aus. In dieser Zeit fing auch ich an, mich ernsthafter für die Mädchen zu interessieren, wenn auch ohne irgendeine Erwiderung seitens der Mädchenschar. Im Vergleich zu heute benahmen sich die Geschlechter in der Schule sehr gesittet. Händchenhalten und ein flüchtiger Kuss galten als das Höchste der Gefühle. Wir wurden schließlich noch in hehren alten Vorstellungen erzogen und die Lehrer achteten auch streng auf die Sittsamkeit. Verfehlungen und Übertritte der Schulordnung wurden mit harten Strafen geahndet. Nach der dritten Ermahnung wurde der/die Schüler/in gnadenlos aus dem Gymnasium entlassen. Irgendwie haben wir diese Anordnungen akzeptiert und hielten uns meistens daran. Unter den Oberschülern gab es bereits echte Pärchen, doch auch in den unteren Klassen fehlte es nicht an verliebten Blicken und demonstrativem Knutschen in den Gängen. Die Mädchen waren im zweiten und dritten Geschoss im Schloss untergebracht und man konnte sie nur über eine verschließbare Tür oder verbotenerweise über Balkone erreichen. Die Tür zum Mädcheninternat wurde jeden Abend abgeschlossen, doch die älteren

Schüler kletterten nicht selten abends zu ihren Freundinnen. Da man aber nie allein in einem Raum lebte, passierte dort auch nichts „Unanständiges“.

Auch der Ausgang aus dem Schloss wurde um 10 Uhr abends verriegelt. Einige Zimmer der Jungen lagen jedoch im Erdgeschoss, so dass man bei einer Verspätung hier anklopfen und um Durchlass bitten konnte. Allerdings gingen die Erzieher jeden Abend um 10 Uhr durch die Zimmer und stellten recht schnell fest, wenn einer der Schüler fehlte. Nur bei den Überachtzehnjährigen unterließ man weitgehend diese Kontrolle. Besonders auf das Einhalten des Rauch- und Alkoholverbotes achtete man sehr genau. Mit sechzehn bzw. siebzehn Jahren wollten wir natürlich auch richtige Männer spielen. Einige von uns rauchten schon regelmäßig irgendwo im hinteren Teil des Parks, der zur Schule gehörte. Ich selbst habe nur gelegentlich zur Zigarette gegriffen. Ich kaufte mir lieber einen Schmöker als Zigaretten. Es reizte, Verbote zu umgehen, denn man fühlte sich dabei sehr erwachsen. So fingen wir in der Untersekunda an, an den Wochenenden eine der Dorfkneipen, in der normalerweise keine Lehrer verkehrten, zu besuchen. Wir nannten sie „Šešupė“, analog zu meinem Fluss in Litauen. Noch lange nach meinem Weggang aus der Schule wurde diese Kneipe von den litauischen Schülern genauso genannt. Eigentlich war uns jeglicher Besuch von Gaststätten strengstens untersagt. Da im vorderen Raum der Kneipe für uns die Gefahr bestand, von irgendeinem Lehrer erwischt zu werden, verzogen wir uns mit Genehmigung des Wirtes stets in ein hinteres Zimmer, wo ein Flipper zum Spielen stand und verbrachten dort so manchen Sonntag-nachmittag. Viel getrunken wurde nicht, denn wir hatten nicht viel Geld, aber solche Besuche stellten für uns eine echte Abwechslung des eintönigen Alltags dar.

Etlche Jungs aus unserer Klasse spielten Fußball in der A-Jugendmannschaft des Dorfes, einer sogar bereits in der ersten Mannschaft. Dadurch lernten wir einige Jugendliche aus dem Dorf kennen und kamen so ein wenig aus dem litauischen Ghetto heraus. In den sechziger Jahren akzeptierte und tolerierte die Dorfgemeinschaft unsere Schule immer mehr. Übergriffe auf das litauische Gymnasium oder Schlägereien unter den Jugendlichen des Gymnasiums und des Dorfes habe ich nie erlebt. Man lebte aber dennoch in zwei verschiedenen Welten und die Kontakte zur Dorfbewölkerung beschränkten sich weitgehend aufs Einkaufen. Gelegentlich verdienten wir auch ein wenig Geld bei Bauern, die aber nur selten unsere Arbeit in Anspruch nehmen wollten.

Es war üblich, nach jedem Schuljahr die Zimmer im Internat zu wechseln. In der zehnten Klasse waren wir nur noch zu viert in einem Raum untergebracht. Hier erhielt jeder von uns einen Tisch zugeteilt und durfte die Schulaufgaben

im Zimmer vorbereiten. Nach dem Abschluss der zehnten Klasse verließ mehr als die Hälfte unserer Klasse das Gymnasium. In der elften Klasse waren wir nur noch zu viert, in der zwölften gar nur noch zu zweit. In der Zeit kriselte es im Gymnasium. Man wusste nicht, wie lange es noch bestehen wird. Die exillitauischen Familien lebten sich immer besser in die deutsche Gesellschaft ein und schickten ihre Kinder immer seltener auf das litauische Gymnasium. Und auch die Zuwanderung der Litauendeutschen aus Litauen hörte nach 1962 fast auf. Deshalb nahm die Zahl der Schüler jedes Jahr ab.

In der Oberstufe

In der Oberstufe wurden wir von besseren Lehrern unterrichtet, teilweise von jungen Doktoranden aus Heidelberg, die auf alle Fälle pädagogisch und fachlich besser als die meisten litauischen Lehrer waren. Ein ausgezeichneter Lehrer war Alois Weigel, der Deutsch und Geschichte unterrichtete. Diese Fächer gehörten bald zu meinen Lieblingsfächern, obwohl ich Deutsch grammatikalisch noch immer nicht fehlerfrei beherrschte. Gute Lehrer hatten wir auch in den naturwissenschaftlichen Fächern: Frau Wind in Biologie und Chemie, Willy Lehnert in Physik. Auch der neue Englischlehrer, Herr Haag, hat sich für uns sehr eingesetzt. Er gab mir sogar unentgeltlich Sonderunterricht in der Oberstufe. Von den litauischen Lehrern mochte ich den alten Mathe- und Physiklehrer Antanaitis und den Kunstlehrer Krivickas, der auch litauische Geschichte auf recht lockere Art unterrichtete. Eher als Respektpersonen empfand ich Dr. Jonas Grinius, der litauische Literatur unterrichtete und Pfarrer Lubinas, der zu der Zeit Direktor der Schule war und Latein gab. Der Unterricht in den kleinen Klassen hatte Privatcharakter und man konnte dabei viel lernen. Die Kehrseite der kleinen Klassen war jedoch die Vereinzelung und Vereinsamung, denn der Kreis der Gleichaltrigen war sehr klein. Ab der elften Klasse bekam ich ein Zweibettzimmer mit einem eigenen Ausgang auf die Gartenterrasse. Da der Raum unter dem nördlich gelegenen Balkon lag, war er recht dunkel und obendrein schmal, aber wir fühlten uns dennoch favorisiert. Hier verbrachte ich sogar vier Jahre, zuerst mit Antanas Dūda, mit dem ich sehr gut auskam. In den Ferien haben wir uns gegenseitig besucht. Seine Eltern wohnten in Krefeld. Ich wunderte mich damals, dass seine Eltern so alt waren. Per Zufall fand Antanas heraus, dass sie nicht seine leiblichen Eltern sondern Pflegeeltern waren und dass sein Vater in Kanada lebte. Darunter litt er sehr und wollte fortan von seinen Pflegeeltern nichts mehr wissen, obwohl diese ihn liebevoll aufgezogen hatten. Nach dem Abschluss des elften Schuljahres wanderte er nach Kanada aus, wo er später eine größere Schneiderei aufmachte. Danach teilte ich den Raum mit einem recht eigensinnigen Schüler aus der

höheren Klasse. Er liebte die klassische Musik und führte auch mich in die Welt der Musik ein. Die letzten zwei Jahre lebte ich mit Andrius Šmitas (Andreas Schmidt) zusammen, der sehr ruhig und humorvoll war. Wir hatten in dieser ganzen Zeit nie Streit miteinander. Er wurde in den achtziger Jahren Direktor dieses Gymnasiums und leitete die notwendigen Reformen ein. Unter ihm wurde das Litauische Gymnasium zu einer staatlich anerkannten deutsch-litauischen Schule, in der auch deutsche Schüler aus der Umgebung unterrichtet werden.

Insgesamt gesehen kam ich recht gut mit Schulfreunden aus. Natürlich gab es gelegentlich auch Streit. Besonders mit einem Klassenkameraden, Werner Kimminus, geriet ich häufiger in Streit. Einerseits war er sehr anhänglich und wir haben sehr viel miteinander unternommen, andererseits konnte er jähzornig und gewalttätig werden. Er war ein ziemlich unruhiger Geist, heckte immer neue Pläne und Ideen aus und versuchte, mich immer wieder zum Mitmachen zu überreden. So klauten wir Kirschen und Weintrauben in den Gärten an der Bergstraße. Dort fuhren wir sehr früh mit den Fahrrädern hin und kehrten mit einer Ladung Obst noch vor dem Frühstück zurück. Ich konnte bei diesen Unternehmungen nie meine Ängstlichkeit unterdrücken. Auf seine Anregung hin machten wir an freien verlängerten Wochenenden längere Ausflüge per Anhalter. Auf dieser Weise sind wir sogar nach Zürich und Basel gekommen, haben dort in den Jugendherbergen übernachtet und die Kunstmuseen besucht. Er liebte die Kunst und kannte sich gut in der Kunstgeschichte aus. Aber von seinem Jähzorn war ich weniger angetan, obwohl er sich nach einigen Tagen immer wieder entschuldigte. In den letzten Schuljahren mied ich ihn, obwohl wir die beiden letzten Schuljahre in derselben Klasse verbrachten. Er hat damals das Abitur nicht geschafft, holte es aber im nächsten Jahr nach, studierte danach Theologie und Deutsch in Rom, besuchte mich noch in München, wurde später Lehrer, starb aber noch nicht mit vierzig Jahren an Herzinfarkt.

Da es in der Schule nicht viel Abwechslung gab und auch das Fernsehen nur an den Wochenenden erlaubt war, habe ich sehr viel gelesen, fast alles, was mir in die Hände fiel und die Schulbibliothek hergab. Leider war die Schulbibliothek recht dürftig ausgestattet und besaß nur wenig an deutscher Literatur. Folglich las ich auch Wildwest- und Krimihefte (man nannte sie „Schundhefte“), die von Schülern von zu Hause mitgebracht oder gekauft wurden und danach reihum gingen. Ich besaß ein Transistorradio, das ich an den Wochenenden beim Spazieren mitnehmen konnte. Da man im Internat selten alleine war, freute ich mich, an einen schönen Sonntagmorgen alleine eine längere Wanderung zu machen. Zwar waren wir angehalten, sonntags in die Kirche zu gehen, aber die älteren Schüler über 18 Jahre durften darüber frei entscheiden. Um uns ältere

Schüler kümmerte sich eigentlich niemand mehr. Wichtig waren nur noch die Schulleistungen. In diesen Jahren, als die Schülerzahl stark zurückging, gab es noch weniger Anreize. Nicht einmal das Tanzen wurde uns beigebracht, schon gar nicht zu reden vom Schwimmen, da das nächste Schwimmbad fünf Kilometer entfernt war. Man konnte in den freien Stunden oder an den Wochenenden nicht viel unternehmen. Wir waren so wenige, dass für die Schüler der beiden letzten Klassen gar keine Sportstunden mehr vorgesehen waren. Nur selten organisierte ein Lehrer einen Klassenausflug nach Heidelberg oder einen Opernbesuch in Mannheim.

Ferienzeiten

Zu Hause in den Ferien fühlte ich mich sehr einsam. Mein Bruder hatte seinen Freundeskreis und die Schwester war noch klein. Deshalb stellten die Ferien oft die langweiligste Zeit dar. Die Eltern waren in der Zwischenzeit von Brändelle in die Brillerstraße in Wuppertal-Elberfeld umgezogen. Sie hatten mit dem vom Lastenausgleich ausgezahlten Geld und unter Aufnahme einer Hypothek ein großes älteres Stadthaus mit vier Wohnungen gekauft. Es ist bewundernswert, wie schnell sich meine Mutter aus dem Flüchtlingsmilieu befreien konnte. Aber in der Brillerstraße, wo ich nur in den Ferien wohnte, kannte ich niemanden. Daher suchte ich immer wieder nach Gelegenheiten, in den großen Ferien zu verreisen. Noch in der achten Klasse hatte der evangelische Religionslehrer Fricas Skërys über den norwegischen CVJM einen Aufenthalt in Norwegen am Oslofjord organisiert. Hier besaß der CVJM in Strandheim ein großes Grundstück mit einigen Häusern und bot armen Kindern aus Flüchtlingsfamilien in Deutschland und Italien vierwöchige Ferien an. Der Leiter des Heimes, Niels Seim, war eine charismatische Persönlichkeit von tiefer Frömmigkeit und großer Menschenliebe. Die ehrenamtlichen Helfer kümmerten sich sehr um uns, man bekam gutes Essen mit viel Fisch, man konnte selbst Angeln, rudern und schwimmen, und auch sonst wurden viele Spiele, Unternehmungen sowie Landreisen angeboten. Vor allem das Rudern in großen Booten, in denen mindestens 20 Ruderer Platz hatten, bedeutete eine tolle Gemeinschaftserfahrung, auch wenn ich stets große Angst vor den Wellen hatte, die auf dem Fjord ganz heftig werden konnten. Ein Mal erstarkte nach einem längeren Aufenthalt auf einer Insel der Wind und wir mussten gegen den Wind zurück rudern. Ich hatte das Gefühl, dass wir überhaupt nicht vorankamen, und war die meiste Zeit der Verzweiflung nahe, obwohl uns der erfahrene Gruppenleiter immer wieder beruhigte. Drei Jahre später habe ich Strandheim in Norwegen wieder besucht. Dieses Mal übernahm ich die Begleitung und Leitung der litauischen Schüler im Ferienlager. Dadurch gehörte ich auch zum Führungsstab. Es war

das erste Mal, dass ich Verantwortung übernahm (natürlich nicht ausschließlich, denn es gab auch die einheimische Führung unter der Leitung von Frantz Frantzen). Das belastete mich aber auch, denn die Gruppe, mit der auch mein Bruder Alge mitgefahren war, verlangte viel Aufmerksamkeit. Das Feriencamp besaß seine eigene Hymne. Ich habe sie ins Litauische übersetzt und unsere litauische Gruppe sang sie allmorgendlich beim Appell auf Litauisch. Zum Umgang miteinander gehörten hier natürlich Bibelstunden und Gottesdienste, die mich in dieser Zeit sehr ansprachen. In der elften Klasse ergab sich ein Aufenthalt in England, organisiert von demselben Litauer, Kurginas, der mich auf das Litauische Gymnasium aufmerksam gemacht hatte. Ich verbrachte drei Wochen bei zwei begüterten Familien in der Nähe von Reading, aber da ich sehr geringe englische Sprachkenntnisse mitbrachte, lernte ich nicht allzu viel dazu und verstand auch nicht alles. Immerhin habe ich hier Golf und Tennis spielen gelernt und kam ganz gut mit. Gemeinsam mit der Gastgeberin habe ich gelegentlich sogar gegen ihren Mann und Sohn gewonnen. Eine dritte Reise führte mich nach Norditalien, wo die litauischen Salesianer im Aostatal ein Sommerhaus besaßen und für litauische Kinder Ferienzeiten anboten. Ich fühlte mich als Evangelischer in diesem katholischen Haus sehr wohl. Hier lernte ich den jungen Pater Hermann Schulz kennen, der später am Litauischen Gymnasium als Seelsorger arbeitete und danach als Missionar nach Brasilien und Ruanda ging. Vor allem die Bergwanderungen bereiteten mir viel Freude, auf denen es sehr locker zuging. Angekommen am Ziel holten die Patres Wein aus den Rucksäcken und boten ihn, verdünnt mit Wasser, auch uns an. Am Cervinia bzw. Matterhorn wanderten wir bis zur Eisgrenze auf 3.000 Meter hoch, soweit wir eben mit unserem einfachen Schuhwerk gehen konnten. In den letzten Ferien vor dem Abitur habe ich meinem Vater beim Ausheben des Kellers und der Fäkaliengrube für das neue Haus in Remscheid-Langenhau vier Wochen lang geholfen und war sehr glücklich, so viel Zeit gemeinsam mit meinem Vater zu verbringen. Wir besaßen nur Spaten, Hacken und Schaufeln und arbeiteten bei großer Hitze sehr hart von früh bis spät. Trotzdem gefiel mir die Arbeit. Der Einzug der Familie in das neue Einfamilienhaus fand dann ohne mich statt.

Das Abitur

Der Aufenthalt im Litauischen Gymnasium verzögerte sich bei mir noch um ein Jahr, denn der Englischlehrer bezweifelte nach der Unterprima, dass ich mir die nötigen Englischkenntnisse in dem einen Jahr vor dem Abitur noch aneignen werde. Ich hätte mich gegen seinen Rat entscheiden können, da ich in anderen Fächern passable Noten hatte. Schließlich befolgte ich seinen Rat, was

vermutlich richtig war, denn unsere Lehrer konnten beim externen Abitur lediglich anwesend sein, jedoch weder die schriftlichen Arbeiten bewerten noch bei der mündlichen Prüfung Fragen stellen (diese wurden ausschließlich von der deutschen Prüfungskommission gestellt). Wir mussten in den Hauptfächern Deutsch, Englisch, Mathematik, Geschichte und Litauisch schriftliche und mündliche Prüfungen ablegen, in Latein nur Schriftlich und in Physik nur mündlich. Folglich wiederholte ich die Unterprima und paukte fleißig in den letzten zwei Jahren. Danach konnte ich eigentlich zuversichtlich ins Abitur gehen.

Zum Abitur 1966 ging ich also mit Zuversicht und Mut. Die Prüfungen fanden im Gymnasium in Weinheim statt. Nach dem Schriftlichen signalisierten die Lehrer, dass es für mich gut stünde. Als auch das Mündliche in Deutsch, Litauisch, Mathematik und Englisch durch war, stand es bereits vor dem Mündlichen in Physik fest, dass es nicht mehr schief laufen konnte. Ich ging erhobenem Haupte in diese Prüfung, antwortete ausführlich auf die gestellten Fragen und merkte überhaupt nicht, dass ich offenbar neue physikalische Gesetze aufstellte. Ich war zwar mit der Note zwei eingereicht worden, aber diese Noten zählten ja bei den Externen gar nicht. Also bekam ich noch am letzten Tag eine Fünf und hatte insoweit Glück, dass ich in meinem vermeintlich schwächsten Prüfungsfach Englisch eine Vier erhielt. Der Durchschnitt der Abiturnoten war für die damalige Zeit und das externe Abitur mit 2,7 noch erträglich. Man war mir auch entgegengekommen, indem man mir Deutsch als Fremdsprache zubilligte und meine Schreib- und Grammatikfehler nicht berücksichtigte. Dadurch erhielt ich in Deutsch sogar eine Zwei. Auf dem Abschiedsfest der Abiturienten durfte ich die Rede halten, die ich nach Goethes „Faust“ in Reimen vorbrachte.

Studium an der Universität München

Als ich das Abitur machte, war ich gerade 22 Jahre alt geworden und die ersten Haare fielen mir schon aus. Durch den Umzug nach Deutschland und das Wiederholen des einen Schuljahres hatte ich drei Jahre verloren, aber da ich nicht zur Bundeswehr musste, habe ich wieder Zeit eingespart. Ich stand vor einer großen Herausforderung, denn erst jetzt kam ich in Deutschland wirklich an. Da ich mich kaum ein Jahr nach der Umsiedlung in das exillitauische Ghetto in Hüttenfeld begeben hatte, wo damals das Leben recht beengt und armselig war und den damaligen Verhältnissen in der Bundesrepublik nur wenig entsprach, konnte ich mich mit meinen Erfahrungen und Erlebnissen mit normalen deutschen Studenten nicht messen. Obendrein stellt ein Internat einen Schutzraum dar, wo die normalen Gesetze des freien Lebens weniger galten. Meine Welt-

sicht und Menschenkenntnis waren durch die verlogene sowjetische Schulerziehung und die romantisierende christliche Erziehung im litauischen Gymnasium verbogen, zumal auch meine Eltern kaum imstande waren, meine Selbstsicherheit zu stärken.

Noch vor dem Abitur bot mir mein Onkel und Patenonkel Richard aus München an, mich für die erste Zeit des Studiums in seine Familie aufzunehmen. Dadurch war auch die Wahl des Studienortes auf München gefallen. Die vierköpfige Familie von Onkel Richard besaß damals nur eine Dreizimmerwohnung. Vorübergehend wurde mir ein Zimmer überlassen. Bald erbot sich eine alleinstehende Nachbarin des Onkels, mir ein Zimmer in ihrer Wohnung zu Verfügung zu stellen, so dass ich nur noch zum Essen zum Onkel hinüber ging. Für das zweite Semester fand ich ein kleines Dachzimmerchen in derselben Straße gegenüber der Wohnung des Onkels. Leider gab es hier keinen Ofen, sondern nur einen elektrischen Heizlüfter. Das wenige Licht fiel durch eine kleine Dachluke. Aber zumindest gehörte die Bude mir allein.

An der Uni schrieb ich mich im Sommersemester 1966 für das Studium der Osteuropäischen Geschichte, Slawistik und Baltistik ein. Ich ging das Studium mit viel Mut und Entschlossenheit an. Zusätzlich belegte ich russische und französische Sprachkurse in der Berlitz-Sprachschule und besuchte Lateinabendkurse für das Große Latinum, das damals für das Geschichtsstudium obligatorisch war. Im Herbst bestand ich die Prüfung für das Große Latinum, wobei ich witzigerweise zum Übersetzen genau denselben Text wie bei meiner Abiturprüfung für das kleine Latinum bekam. An der Uni belegte ich die angebotenen Proseminare für Anfänger und hörte mir einige für mich interessante Vorlesungen an. Daneben besuchte ich Tanz- und Schwimmkurse, ging öfters ins Theater und ins Filmmuseum, in dem für wenig Geld alte Filme gezeigt wurden. Die erste Zeit in München empfand ich wie einen Aufbruch ins neue Leben.

Eine Zeitlang bereitete mir der Haarausfall größere Sorgen. Schon in der Schule merkte ich, dass meine Haare immer dünner wurden. In München kam ich an der Erkenntnis nicht mehr vorbei, dass ich kahl werde. Da die Ärzte keine Hilfe anbieten konnten, suchte ich ein Haarstudio auf, wo natürlich eine Besserung versprochen wurde. Nachdem ich einige Hundert Mark dort investiert hatte und es nicht besser wurde, habe ich mich meinem Schicksal ergeben.

In dieser Zeit engagierte ich mich immer mehr unter den litauischen Studenten. Ich übernahm die Stelle des Sekretärs im Vorstand des Litauischen Studentebundes und beteiligte mich öfters an litauischen Veranstaltungen. Auf der Litauischen Studienwoche 1968 zettelten wir Studenten eine kleine Revolution

an, in dem wir einen Vortrag sprengten und verlangten, über das heutige Litauen und nicht über die Vorkriegszeit zu diskutieren. Schließlich wurde uns eine öffentliche Diskussion zu diesem Thema angeboten, wo ich unsere Vorstellungen vortragen durfte. Wir forderten die Zuhörer auf, sich mit dem wirklichen Leben in Litauen zu beschäftigen, weniger zu politisieren und mehr auf dem kulturellen Gebiet zu arbeiten und Kontakte zu den sowjetlitauischen Behörden nicht von vorneherein abzulehnen. Es waren weitgehend ähnliche Forderungen, die die SPD für die Beziehungen zur DDR stellte. Ich war zu der Zeit bereits der SPD beigetreten und bemüht, bei den Jungsozialisten mitzuarbeiten, die aber wenig Interesse an einem politisch unerfahrenen Menschen zeigten. Mit einigen litauischen Genossen gründeten wir sogar eine litauische sozialdemokratische Sektion in Deutschland und stellten uns bei den Wahlen für den Rat der Litauischen Volksgemeinschaft zur Verfügung, wobei wir gleich einen Sitz im Rat erhielten. Die Sektion löste sich nach einigen Jahren auf. Gleichzeitig begann ich Beiträge für die exillitauische Presse zu schreiben, in der eine heftige Debatte über die Kontakte zu Litauen tobte. Unser Litauischer Studentenbund nahm Kontakt mit der sowjetischen Botschaft in Ostberlin auf, bei der eine sowjetlitauische Vertretung eingerichtet war. Der Vorsitzende des Studentenbundes und ich flogen nach Ostberlin und verhandelten dort über eine Reise der Studenten nach Litauen für das nächste Jahr.

Die Jahre 1967-1968 waren an der Universität sehr unruhig, es gab immer wieder Demonstrationen und Streiks. An den Demonstrationen habe ich mich nur gelegentlich beteiligt, denn ich fühlte mich in der Masse nicht wohl und fand das Schreien und Lärmen irgendwie blöd. Doch am meisten störte mich das fast blinde Vertrauen der linken Studenten hinsichtlich der Sowjetunion, denn ich kannte sehr wohl die Verlogenheit dieses Systems. Ich war zwar für Kontakte mit den Menschen und sogar den Behörden in der Sowjetunion, aber nicht um dieses System zu unterstützen, sondern um es von Innen zu untergraben. Daher stand ich der linken Studentenbewegung recht skeptisch gegenüber. Die spannungsvolle Umstellung auf das Studentenleben und das Ende meiner ersten echten Freundschaft mit einem Mädchen, die in Hüttenfeld ihren Anfang nahm, riefen bei mir im ersten Semester eine Gastritis hervor. Etliche Monate konnte ich kaum richtig essen, oft war mir übel, vor allem morgens. Erst allmählich besserte sich das. Mit dem Studium kam ich ganz gut voran und schloss die zahlreichen Übungen in den ersten Semestern mit anständigen Noten ab. In der Sprachschule gab ich jedoch den französischen Unterricht bereits nach dem ersten Kurs auf und besuchte nur noch die Russischkurse weiter. Am Ende des zweiten Semesters bekam ich einen Platz in einem Studentenwohnheim, das in erster Linie für Studenten aus Osteuropa eingerichtet war. Das

Studentenwohnheim Paulinum in der Rambergstraße lag ideal, direkt neben der Kunstakademie in Schwabing und in der Nähe der Uni. Die ersten zwei Semester dort verbrachte ich in einem Doppelzimmer. Ich hatte interessante Mitbewohner, einen angehenden slowenischen Schriftsteller aus Italien, der sogar zum Zwecke schriftstellerischer Erfahrung (so behauptete er) in den Puff ging. Ein Semester lang wohnte ich mit einem litauischen Studenten aus den USA zusammen, der sich große Mühe machte, mich für das Schwabinger Nachtleben zu interessieren. Aber das war nicht meine Welt. Im dritten Heimsemester bekam ich schließlich ein Einzelzimmer, in dem ich die nächsten zwei Jahre verbrachte. Eine echte Gemeinschaft in diesem Studentenwohnheim entwickelte sich allerdings nicht, weil die Vertreter einzelner Nationalitäten mehr oder weniger unter sich blieben. Selten fanden gemeinsame Veranstaltungen statt, obwohl uns eine Bar im Keller und ein Lesezimmer mit Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung standen. Ich hielt mich ein wenig abseits, vor allem später, als ich das Studium gewechselt hatte. Aber auch mit den Kommilitonen an der Uni wurde ich nicht so recht vertraut. Sie brachten völlig andere Erfahrungen mit und hatten auch andere Interessen. Man traf sich zwar bei den Veranstaltungen, aber danach gingen alle auseinander. Sicherlich lag es teilweise auch an mir, da ich selbst keine Initiative ergriff. Ich genierte mich wegen meiner Aussprache und hielt mich daher mit öffentlichen Auftritten sehr zurück, ganz im Gegensatz zu den litauischen Kreisen, wo ich entschlossen sein konnte. Auch während des Studiums pflegte ich vorrangig die meisten Kontakte zu litauischen und baltischen Kreisen. Besonders nah stand mir der Lette Andrejs Urdze, der Soziologie studierte und sehr ähnliche politische Vorstellungen wie ich hatte. In den achtziger Jahren übernahm er die Leitung des Hauses Annaberg des Baltisch-Christlichen Studentenbundes in Bonn. Der litauische Studentenkreis traf sich wöchentlich in unserem Stammlokal. Wir machten gemeinsame Unternehmungen und Ausflüge. Während meines Aufenthaltes beim Onkel hatte er mich öfters in die Alpen mitgenommen. Seitdem fuhr ich mit Freunden und teilweise auch alleine immer wieder zum Wandern in die bayerischen Alpen.

Im vierten Semester belegte ich einige Hauptseminare, die mit Referaten verbunden waren. In den Proseminaren der osteuropäischen Geschichte hatten wir schon Grundkenntnisse über die Benutzung von Quellen und Grundwerken erworben und erste direkte Kontakte mit den Dozenten und Professoren geknüpft. Im dritten Semester machte ich ein Praktikum im Archiv des Osteuropäischen Instituts. Für mein erstes Referat in der osteuropäischen Geschichte übernahm ich ein Thema über das Herrschaftssystem im alten Russland, wobei ich das anhand der altslawischen Originaltexte begründen sollte. Dafür opferte

ich die ganzen Sommerferien und arbeitete fleißig in der Bibliothek des Osteuropäischen Instituts und in der Nationalbibliothek. Das Referat wurde dementsprechend mit sehr gut bewertet. In der Zwischenzeit konnte ich schon recht gut Russisch lesen und verstehen, wenn auch das Sprechen mir noch immer schwer fiel. Daher fühlte ich mich bei den Veranstaltungen der Slawisten nicht so ganz zu Hause. Viele Slawistikstudenten waren Kinder von Russlanddeutschen, die das Russische gut beherrschten. In der Baltistik mit nur ganz wenigen Studenten war ich natürlich der König. Schon bald brauchte ich hier keine Anfängerkurse zu besuchen. Die Dozentin für das Litauische, Frau Dr. Lucija Baldauf, hielt Vorlesungen für die wenigen Litauischsprachigen oder wir diskutierten gemeinsam über Themen der litauischen Literatur.

Vom Lastenausgleichsamt erhielt ich ein Stipendium von 360 Mark, die damals zum Leben als Student ausreichend waren. Hinzu verdiente ich mir immer wieder Geld mit Studentenjobs als Tellerwäscher im Hotel Bayerischer Hof, später bei Horten als Verkäufer in der Werkzeugabteilung und als Ferienarbeiter in einer Metallfabrik, wo ich viele Diskussionen mit einem Kommunisten führen konnte. Nur die Arbeit bei einer Baufirma, wo ich das Beladen der Lastwagen mit zentnerschweren Säcken nach wenigen Tagen aufgab, habe ich in schlechter Erinnerung. Manchmal übernahm ich auch Tagesjobs. Dieses zusätzlich verdiente Geld gab ich teilweise für Reisen aus. Eine Reise unternahm ich an den Balaton See (Plattensee) in Ungarn, wo ich mich mit einer Familie aus der DDR anfreundete, ein anderes Mal nach Südtirol, wo ich bei einer Wanderung fast abgestürzt wäre.

Während der Studienzeit nahm ich des Öfteren an Tagungen im Haus Annaberg in Bonn teil, das dem Baltisch-Christlichen Studentenbund gehörte und dessen Mitglied ich seit meinem Studienbeginn war. Der Bund wurde 1947 vom Pfarrer Jazeps Urdze, einem Letten aus Litauen, gegründet mit dem Ziel, christlich orientierte baltische Studenten zu vereinigen und die Kultur der baltischen Völker zu pflegen. Seit 1952 besaß der Bund im Haus Annaberg ein Studentenwohnheim und eine Tagungsstätte. In den sechziger und siebziger Jahren entwickelte sich Annaberg zum Sammelpunkt derer, die ungeachtet der sowjetischen Okkupation Kontakte zu den baltischen Ländern suchten und pflegten. Zu der Zeit fanden hier viele verschiedene Tagungen der Balten statt, vor allem für Jugendliche und Studenten. Bei Jugendtreffen stand mehr die Gemeinschaft als bestimmte Themen im Vordergrund. Der interessantere Teil solcher Tagungen fing immer spät abends an, wenn wir uns in einen der Räume niederließen und über Gott und die Welt redeten oder halbe Nächte singend im Wald verbrachten. Wir hatten in der Zeit einige sehr sangesfrohe Teilnehmer, die mit ihren Liedern auch schon richtige Tournéen unter den Litauern

unternommen hatten. Mit ihnen zu singen machte Freude, auch wenn ich selbst wahrlich kein guter Sänger bin. Solche Tagungen brachten zwar Abwechslung im Studentenleben, aber ich brauchte danach Tage, bis ich mich wieder mit dem gewöhnlichen Alltag arrangierte.

Litauenreise

Im August 1969 fand die bereits seit einem Jahr geplante Reise litauischer Studenten nach Vilnius statt. Litauen gehörte damals noch zum Sperrgebiet für Ausländer. Lediglich in Vilnius durfte man fünf Tage als Tourist verbringen. Bei unseren Verhandlungen mit dem litauischen Komitee für Kontakte mit Auslandlitauern hatten wir hohe Forderungen gestellt: Kontakte mit Studenten, Begegnungen mit Schriftstellern und Künstlern, Besuche von Kaunas und Klaipėda (Memel) usw. Unsere Forderungen wurden weitgehend akzeptiert. Aber sobald unsere direkten Gespräche mit sowjetlitauischen Behörden in den exillitauischen Kreisen bekannt wurden, brach ein Sturm der Entrüstung los, dass wir uns verkauften und Litauen verrieten. Damals galt noch bei den Exillitauern die Einstellung, nicht mit sowjetischen Ämtern zu verhandeln. Kontakte durften nur mit Privatleuten gepflegt werden. Innerhalb des Vorstandes des litauischen Studentenbundes konnten wir keine Einigkeit über die Reise erzielen und der Vorsitzende lehnte sie im Namen des Studentenbundes ab. Ich blieb bei der Meinung, dass wir nichts zu verlieren hätten und es für uns sehr wichtig sei, das wirkliche Litauen kennen zu lernen. Es blieb mir nichts anderen übrig, als die Fahrt zu einer privaten Studentenreise zu deklarieren und die Leitung der Reisegruppe selbst zu übernehmen. Enttäuschend war für mich, dass sich lediglich neun Teilnehmer für die Reise anmeldeten, vielleicht auch deshalb, weil ich darauf bestand, dass wir die Fahrtkosten selber aufbringen, obwohl die sowjetlitauische Seite alles bezahlen wollte. Es war eine sehr bunt gemischte Gruppe. Die meisten hatten mit Politik überhaupt nichts am Hut, einige wussten von Litauen sehr wenig. In Litauen hielt sich das oben genannte Komitee „Tėviškė“ (Heimat) weitgehend an die Vereinbarungen. In den zehn Tagen Aufenthalt in Vilnius erhielten wir Gelegenheit, uns mit einigen Schriftstellern zu treffen, ein Gespräch mit Studenten zu führen, wir besuchten Theater und sogar ein Fußballspiel, und wurden nach Kaunas sowie Elektrėnai und in die Kurorte Druskininkai und Kuvaltuva gefahren, jedoch nicht nach Klaipėda. Sicherlich merkte die litauische Seite schnell, dass hier keine hochkarätige Gruppe am Werk war, denn an den Gesprächen beteiligten sich praktisch nur zwei, Vytas Brazaitis und ich. Wir waren sicher zu vorsichtig und zu ängstlich, denn wir wollten keinesfalls als Gegenleistung irgendwelche Verpflichtungen ideologischer Art eingehen. Da wir eine reine Männergruppe

waren, befürchteten wir, dass man uns bestimmte Damen zuteilen könnte und waren gerade bei Bekanntschaften mit Studentinnen äußerst vorsichtig. Mir hat die Reise viele neue Impulse gegeben. Anschließend habe ich über die Reise in „Akiračiai“ berichtet, einer liberalen Zeitschrift, der ich die Treue bis zum Ende ihres Erscheinens hielt und dort zahlreiche Beiträge veröffentlichte. Viele Leser empörten sich über die Reise, etliche fanden es richtig. In der Folgezeit war ich in manchen Kreisen als der rote Arthur verschrien.

Die Ausbildung zum Diplombibliothekar

Schon im vierten Semester begann ich mich immer öfter damit auseinander zu setzen, was ich mit der Baltistik eigentlich anfangen sollte. Auch die Verbindung von Slawistik und Osteuropäischer Geschichte taugte nur für eine spätere Tätigkeit in der Forschung. Dafür hielt ich mich nicht für begabt genug. Bei meiner Herkunft und Lebenserfahrung hegte ich Zweifel, ob ich für eine wissenschaftliche Tätigkeit geeignet wäre. Deshalb begann ich immer mehr nachzudenken, ob dieses Studium das Richtige sei und ob ich nach einem Universitätsabschluss überhaupt Chancen hätte. Obwohl ich nicht meinen Eltern auf der Tasche lag und auch im Studium keineswegs versagt hatte, begann ich nach anderen Lösungen zu suchen. In der Bayerischen Staatsbibliothek las ich einen Aushang, dass man Kandidaten für die nächste Ausbildungsphase im gehobenen Bibliotheksdienst sucht. Daraufhin erkundigte ich mich in der Bibliotheksschule, die in den unteren Räumen der Bayerischen Staatsbibliothek untergebracht war, über die Berufsmerkmale und fand sie recht passend zu mir. In der Bibliotheksschule wurden die „Bibliothekare des gehobenen und des höheren Dienstes an den wissenschaftlichen Bibliotheken“ ausgebildet. Die Ausbildung dauerte hier nur zwei Jahre (im Unterschied zu allen anderen Fachhochschulen, wo man schon damals drei Jahre benötigte). Zugleich stand man in Bayern vom ersten Tag der Ausbildung im Status eines Beamtenanwärters mit einem Gehalt von 660 Mark und bekam eine Zusicherung für eine Stelle nach dem Examen. Die Ausbildung in festen Klassen und Gruppen schien mir ansprechender als das freie Studium. Ich stellte mir vor, dass ich nach dieser Ausbildung eher in der Lage wäre, mein Studium wieder aufzugreifen und es zu beenden. Mein Onkel riet mir davon ab, und auch meine Professoren Stadtmüller und Grimm bemühten sich sehr, mich davon abzubringen, doch ich blieb dabei, mich dort zu bewerben. Ich sagte mir, wenn ich die Einstellungsprüfung bestehe, dann ist es ein Zeichen, dass es so sein soll. Obwohl nur die Hälfte der Bewerber aufgenommen wurde, bestand ich die Einstellungsprüfung. Somit

wechselte ich nach fünf Semestern Universitätsstudium an die Bibliotheksschule, die einer Fachhochschule entsprach.

Im Unterschied zum Studium an der Universität war die Ausbildung an der Bibliotheksschule ganz und gar verschult: jeden Tag 4-6 Stunden Unterricht, nachmittags praktische Übungen, dazwischen längere Zeiten Praktikum. Man musste ordentlich pauken, aber ich habe diese Ausbildung von Anfang an nicht ernst genommen. Ich lebte ein wenig in den Tag hinein und tat außerhalb des Unterrichts nicht sehr viel für die Ausbildung. Unser Kurs bestand zu Zweidrittel aus Frauen (damals noch Mädchen genannt), die sich alle sehr ernst für den Beruf vorbereiteten. Die Atmosphäre im Kurs war zwar nicht schlecht, aber irgendwie unterkühlt, einige Dozenten fand ich hochnäsig, immer wieder hörte man, dieses und jenes würde nicht zu unseren Aufgaben gehören, dass sei Sache des höheren Dienstes. Vom heutigen Standpunkt aus gesehen und damit verglichen, was die heutigen Studenten der Bibliothekswissenschaften an den Fachhochschulen lernen, wurden uns nur rudimentäre Kenntnisse vermittelt. Wir wurden regelrecht zur Unterwürfigkeit gegenüber dem höheren Dienst erzogen. Später im Beruf hatte ich dann das Glück, dass ich weitgehend unabhängig arbeiten und auch etliche Aufgaben des Höheren Dienstes übernehmen konnte, obwohl ich dafür nicht bezahlt wurde. Aber damals, nach den anstrengenden Semestern an der Uni, genoss ich die geringeren Anforderungen. Nebenbei machte ich meinen Führerschein, erwarb ein Auto und gönnte mir öfters Ausflüge in die Natur.

Nach fünf Semestern im Studentenwohnheim musste ich von dort ausziehen und fand in der Nähe ein Zimmer in einer WG. Lange Zeit hatte ich mich vorzugsweise in baltischen bzw. litauischen Kreisen bewegt, doch jetzt suchte ich immer mehr Anschluss auch an echte Bundesrepublikaner. Zu Pfingsten 1970 lernte ich auf einer Tagung in Annaberg (Bad Godesberg) eine Germanistikstudentin ohne Migrationshintergrund kennen. Wir beschlossen, in den Sommerferien eine mehrtätige Bergtour zu machen. Nach der Bergtour fuhr sie zu mir nach München. In den letzten Monaten vor dem Examen besuchten wir uns häufig abwechselnd in München und in Heidelberg. Zu dieser Zeit schrieb ich meine Zulassungsarbeit über die Bibliothek der Wilnaer Universität, die sogar in der „Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie“ Aufnahme fand. Ich machte im Oktober 1970 das Abschlussexamen und zog im November zu meiner Freundin nach Heidelberg. Das Angebot des Bayerischen Kultusministeriums, an der Universitätsbibliothek in Würzburg eine Stelle anzunehmen, schlug ich daher aus. Im Januar 1971 fand ich eine Anstellung als Bibliothekar am Praktisch-Theologischen Seminar und Ökumenischen Institut in Heidelberg. Im Februar heirateten wir. Ein neuer Lebensabschnitt begann.